

# **Notizen zu einer wissenschaftlichen Autobiographie**

Von Werner Ebeling

Alles ist von Wichtigkeit, alles ist nicht so wichtig, nur die rechte Sichtigkeit und Du wandelst richtig.

Christian Morgenstern

## **Vorbemerkungen**

In letzter Zeit schenken mir verschiedene Freunde, alle waren jünger als ich, wissenschaftliche Autobiographien oder Entwürfe dazu; andere Freunde kamen nicht mehr dazu, etwas aufzuschreiben. So muss ich mich fragen, ob es für einen Wissenschaftler am Ende der 80er Lebensjahre nicht auch an der Zeit ist, Notizen zu verfassen. Ich habe mit meiner Frau Barbara schon diamantene Hochzeit gefeiert und unsere Enkel stehen auf eigenen Füßen. Auf die berechtigte Frage, ob es überhaupt lohnt, Notizen zu einem Leben in schwieriger Zeit verfassen, weiß ich keine sichere Antwort und kann dazu nur Morgenstern wie oben zitieren. Ich meine aber, dass für manche die Sicht eines Beteiligten durchaus interessant und vielleicht sogar lehrreich sein könnte.

In meiner wissenschaftlichen Laufbahn hatte ich zwei Lehrer: An der Rostocker Universität war das Professor Hans Falkenhagen und an der Moskauer Universität Professor Yuri Lvovich Klimontovich. Für beide war ich einer ihrer Lieblingsschüler, beide setzten die Hoffnung in mich, ich würde ihre Ideen weiterführen. Falkenhagen hatte im letzten Willen verfügt, dass ich einmal seine umfangreiche Bibliothek, die er sehr liebte, und die einige handsignierte Bücher berühmter Wissenschaftler enthielt, übernehmen und pflegen möchte. Davon ahnte ich nichts, denn mir gegenüber hatte er nur in Andeutungen davon gesprochen. Als mich nach seinem Ableben seine Witwe einlud, die Buchbestände im Keller durchzusehen und mir „so viele Bücher, wie ich wünschte, auszuwählen und mitzunehmen“, wählte ich zwischen gebotener Bescheidenheit und Begehrlichkeiten kämpfend, sechs handsignierte und historisch wertvolle Bände aus. Der Rest der Bibliothek ist dann für einen niedrigen und die Familie enttäuschenden Erlös an ein Rostocker Antiquariat gegangen. Da habe ich mich über meine sinnlose Bescheidenheit sehr geärgert und gelernt, man sollte seine Absichten und seinen Willen klar ausdrücken und nicht Interpretationen überlassen. In dieser Erkenntnis wurde ich bestärkt, als mich mein langjähriger Freund Heinz, ein feiner Charakter

und guter Mensch wenige Wochen vor seinem Ableben bat, an seinem Grabe zu reden. Mein guter Freund war ein leidenschaftlicher Atheist. Trotzdem fand die Trauerfeier nach Entscheidung der Familie in kirchlichem Rahmen statt und ich hatte nur die Gelegenheit zu einem kurzen Nachwort.

Zu meinem Moskauer Lehrer Klimontovich war ich nach meinem Diplom von Falkenhagen delegiert worden, um in der russischen Physikerschule und besonders in der Moskauer Schule des berühmten Professor Bogoljubov „noch etwas dazuzulernen“. Falkenhagen und Bogoliubov hatte sich 1958 auf der Festveranstaltung zum 100. Geburtstag von Max Planck getroffen und ausgetauscht. Mein Moskauer „Zusatzstudium“ wurde vom Schüler Bogoljubovs, Yuri Lvovich Klimontovich betreut und das war für mich, meine wissenschaftliche Arbeitsweise und meine Laufbahn prägend. Das betrifft auch mein seitdem gutes Verhältnis zur russischen Kultur, zur Literatur und Musik. So wie ich als Student in Rostock Mann's „Doktor Faustus“ studiert hatte, so war es nun Leo Tolstoi's Buch „Krieg und Frieden“, das ich auf Russisch bis zur letzten Zeile las. Ich gewann in Russland auch viele enge Freunde, darunter besonders Yuri Lvovich, der mir viel später, ein Jahr vor seinem Tode ein Manuskript „Strichi k Nauchnoi Avtobiografii“, das heißt sinngemäß „Fragmente einer wissenschaftlichen Autobiographie“ anvertraute, das waren Bruchstücke von Erinnerungen und nicht ausformulierte Texte, alles von unschätzbarem Wert. Nach seinem Ableben hatte ich die schwierige Aufgabe, einen lesbaren Text daraus zu formen, wobei mir ein weiterer Schüler von Yuri Lovich, Vadim Anishschenko aus Saratov an der Wolga als Koeditor zur Seite stand. Der Text war an manchen Stellen, die kritische Bemerkungen zu Kollegen enthielten, direkter als üblich. An einer Stelle hielten wir es für ratsam, die Kritik an einem Kollegen, der inzwischen den Nobelpreis erhalten hatte, in der Form etwas zu glätten. Der Familie Klimontovich war es nicht recht, dass Yuri Lvovich autobiographisches Material einem Schüler anvertraut hatte, sie wünschte eine neue Bearbeitung in enger Abstimmung mit der Familie. Sie bat sie mich um die Aushändigung aller Notizen und übergab sie einem der Familie nahestehenden Freund, der eine neue Bearbeitung der originalen Texte machte. So kamen verschiedene publizierte Fassungen der „Anstriche ...“ zustande. Um meiner Witwe solche Kalamitäten zu ersparen, hinterlasse nicht nur „Anstriche“, sondern ausformulierte Notizen. Ein Grund ist auch die zunehmende Kurzlebigkeit unserer Zeit. An den zweiten Weltkrieg, den größten industriellen Massenmord der Geschichte, erinnern sich heute nur noch Wenige; verantwortlich waren ja die Nazis, von denen man sich

heute distanziert, aber kaum noch Verantwortung für deren Untaten mehr fühlt. Presse und TV sprechen bei heutigen schlimmen Ereignissen von „nie dagewesenen Gräueltaten“, so als ob es den 2. Weltkrieg und die industrielle Vergasung von Menschen durch einen faschistischen deutschen Staat vor 80 Jahren nie gegeben hätte. Damit werden die Verbrechen im 2. Weltkrieg relativiert und verkleinert! Der Autor dieser Zeilen, der am Ende des Weltkrieges ein achtjähriger Schulbub war, erinnert sich allerdings noch gut daran, dass Verwandte auf „dem Felde der Ehre“ fielen, der Vater im Lazarett lag und die Landwirtschaft von Kriegsgefangenen und blutjungen verschleppten Helfern betrieben wurde und das alle Gräueltaten den russisch-jüdischen Untermenschen zugeschrieben wurden. Ich erinnere mich deutlich, dass ich von einem verschleppten 16-jährigen immer weinenden polnischen Kindermädchen Anna betreut wurde, und dass mein Holzsäbel von einem ukrainischen Kriegsgefangenen Dmitri geschnitzt wurde, bis erst amerikanische und dann russische Panzer durch den Vorharz ratterten. Weder diese ganz frühen noch spätere prägende Erfahrungen kann ich vergessen und so lassen Sie mich mit einem Zitat eines von mir hochgeschätzten Dichters beginnen!

Der Autor im Mai 2020 und abschließend im November 2023

Geschichte ist nicht eine Reihe wiederkehrender Ereignisse, sondern eine Folge einmaliger Erfahrungen, die unwiederbringlich verloren gehen, wenn man sie nicht aufschreibt und die Erinnerung daran hochhält.

Theodor Fontane

## **1. Kapitel: Kindheit und Schulzeit im Vorharz**

Ich komme aus dem kleinen Ort Suderode in Mitteldeutschland am nördlichen Rand des Harzes, der als Rodung südlich von Quedlinburg um das Jahr 1000 nach Chr. entstanden ist. Er liegt in einer der geschichtsträchtigen Gegenden Deutschlands westlich des Stifts von Gernrode und südlich des Stifts von Quedlinburg. Der Ort unterstand erst der Äbtissin des Quedlinburger Stiftes. Das Stiftsverzeichnis von 1300 vermeldet in Suderode 3 Gehöfte und einen Weinberg. Gernrode gehörte zum Land Anhalt, das sich im 13. Jahrhundert als Fürstentum der Askanier gebildet hat, dann Herzogtum wurde und zuletzt als Freistaat Anhalt zum Deutschen Reich gehörte. Anhalt liegt etwa zwischen Gernrode an der Westgrenze und Zerbst im Osten, mit Ballenstedt, Aschersleben und Köthen in der Mitte. Heute gehört es zum Land Sachsen-Anhalt. Bei seiner sehr wechselvollen Geschichte und Ausdehnung hat aber immer seine Westgrenze zwischen Suderode und Gernrode gehabt und die lief mitten durch den Garten meiner Eltern. Die Grenzsteine hatten ein geschwungenes „A“ auf einer und ein „P“ auf der anderen Seite. Das „P“ steht für Preußen, denn Quedlinburg, das fast 1000 Jahre erst Pfalz der deutschen Könige und dann Sitz eines Damenstiftes war und einer Äbtissin unterstand, wurde um 1700 durch brandenburgische Truppen besetzt. Fortan herrschte Preußen im Gebiet, das seit dem 10. Jahrhundert bestehende Damenstift wurde aufgelöst und die Stiftsgebäude auf dem Schlossberg, wie auch der Landbesitz mitsamt den Höfen und Weinbergen in Suderode gingen in den Besitz des preußischen Staates über. Das Dorf wurde dann vom Preußenkönig Friedrich II. als Alterssitz pensionierter Soldaten ausgebaut und darf sich sogar eines Besuches des Großen Friedrich rühmen. So kam es, dass ich in der Friedrichsdorf- Strasse geboren wurde, die für Friedrichs Kolonisten angelegt wurde. Die Eiche, unter der Friedrich mal rastete, ist inzwischen umgefallen. Wer immer noch nicht von der reichen Geschichte des Ortes überzeugt ist, dem sei noch eine Sage erzählt: Der tapfere Napoleon soll, als er nach dem Brand von Moskau vor seinen

Truppen her floh, seine Kriegsbeute in Suderode in unserem Garten vergraben haben. Das war auf der anhaltischen Seite des Grenzsteins und bei der Suche nach Napoleons Beute, an der Hunderte Schatzgräber teilnahmen, stieß man auf eine sehr ergiebige Quelle, die später zum landesweit beliebten Otto-Freibad ausgebaut wurde. Anfang des 20. Jahrhunderts blühte der Ort dank der Entdeckung einer weiteren Quelle mit heilenden Wirkungen auf und wurde zum Kurort ernannt. Allerdings verfällt heute alles wieder, nachdem mehrere „Investoren“ alles Wertvolle abgestaubt haben.

Mein Vater stammte aus einer Familie von kleinen Landwirten und Stellmachern in der Gegend um Emersleben und Schwanebeck bei Halberstadt, also aus Preußen, meine Mutter stammt aus einer Familie von Kleinbauern in Radisleben bei Aschersleben in Anhalt. So wird sich niemand wundern, dass meine Eltern sich zuerst wenige Meter östlich der Grenze in Gernrode trafen und dass ich nach ihrer Heirat nur Hundert Meter westlich der Grenze zwischen Anhalt und Preußen geboren wurde. Um einen Grenzstein herum haben wir gespielt und der steht immer noch in unserem Garten. Ich bin nicht nur als Kind ein Grenzgänger gewesen, sondern bin eigentlich auch immer ein Grenzgänger zwischen Welten geblieben. So habe schon früh gelernt, alle Dinge immer von zwei Seiten zu sehen. Mein Großvater mütterlicherseits war Zimmermann und gehörte zu den Miterbauern des seinerzeit als kühnes Bauwerk gefeierten Leipziger Hauptbahnhofes. Er fiel als Soldat im ersten Weltkrieg und hat seine Tochter, meine Mutter Gisela, nicht mehr kennengelernt. Gisela wuchs in der Stadt Gernrode auf, berühmt durch die Stiftskirche St. Cyriakus, eines der bedeutendsten ottonischen Architekturdenkmale in Deutschland, erstmals um 960 erwähnt. Unweit der Cyriakuskirche in Gernrode führte meine Großmutter Emma Brandt den Haushalt der Familie des Schwagers, der Kohlenhändler war und Pferde und Anspannungen hatte. Gisela war wohl ein begabtes Mädchen und wie meine Großmutter berichtete, der erklärte Liebling des Schullektors, der sie förderte. Leider hatte die Familie nicht die Mittel, ihr eine höhere Bildung zu ermöglichen. So wurde sie in Gernrode als Schneiderin ausgebildet und traf dort ihren späteren Mann, den jungen Geflügelzüchter Otto Ebeling, der gerade aus Emersleben zugewandert war, um am Rande des Harzes eine Geflügelzucht aufzubauen. Man muss wissen, dass die Geflügelzucht in den 1920ern als Profession mit Zukunft galt. Otto erlernte den Beruf in Holland, das auf diesem Gebiet der Landwirtschaft damals führend war und überredete seinen Vater, seine Landwirtschaft und Stellmacherei in Emersleben aufzugeben und gemeinsam am klimatisch gut geeigneten Rand des Harzes eine neue Zukunft aufzubauen. Beide erwarben erst ein Grundstück am Waldrand in Gernrode, die Hühner liefen aber dort in

den Wald und wurden vom Fuchs geholt. So griff mein Vater zu, als in Suderode ein Mädchen- Pensionat nach der Weltwirtschaftskrise in Konkurs ging. Er kaufte 1933 das große Haus des Pensionats mit Erkern und Balkonen und einem Turm und einem zweiten viel kleineren Wohnhaus in der Friedrichsdorf-Straße für sich und seine Eltern und ein angrenzendes etwa 2 Hektar großes Grundstück. Mein Vater und Großvater schütteten Tennisplätze zu und bauten Hühnerställe, ließen nur eine Pavillon auf einem Hügel stehen, in dem wir spielten. Im grün gestrichenen Nebenhaus, in dem beide Familien wohnten, solange noch Raten ausstanden, wurde dann 1935 meine Schwester Erika und ich 1936 geboren. Da die Grenze zwischen Preußen und Anhalt mitten durch den Garten ging, mein Bruder hat bis heute den Grenzstein aufbewahrt, bin ich zwar mehr Preuße weil mein Geburtshaus auf der preußischen Seite lag, aber auch ein Stück Anhaltiner, da die Grenze unweit verlief, wie gesagt ein Grenzgänger. Aus dem Gesagten, geht hervor, dass meine Familie ihre meist bäuerlich-handwerklich geprägten Wurzeln in Mitteldeutschland hatte und der Wissenschaft fern stand, die Familien-Chronik weist nur einen Dorfmusikanten aus. Allerdings gibt es bezüglich der Familiengeschichte, wie wohl in allen Familien, auch offene Fragen. So erzählte mir mal mein Vater im Vertrauen, dass er Ende der 1930er Jahre, als das herrschende Regime nach Vorfahren fragte, einiges aufgewendet hätte, um in den Kirchenbüchern unseren Stammbaum zu säubern. Details konnte ich niemals erfahren, ahnte nur, dass mein Vater damals unerwünschten Vorfahren etwas retuschiert hatte. Dann gibt es noch unklare Hinweise. Ich möchte zunächst daran erinnern, dass Anhalt immer enge Ost-Verbindungen hatte. Eine Prinzessin aus dem nahe gelegenen Zerbst war Zarin von Russland gewesen. Katharina war eine starke Frau, die 1762 gegen ihren Mann Peter III. putschte, weil sie den für unfähig hielt, und Herrscherin von Russland wurde. Unter ihrer Herrschaft wurde die Krim Russland einverleibt und erst 1954 durch einen Parteisekretär der Sowjetunion, der Ukrainer war, wieder seiner Heimat „zurück geschenkt“. Denkwürdig ist in diesem Kontext die Kopie eines in Russisch verfassten Schreiben in meinem Besitz, datiert 28. September 1827, in dem der Nachfolger der erwähnten berühmten Zarin Katharina II. verfügt: „Der Zar Nikolaus I. , ordnet persönlich an, den Sekretär Ebeling der wissenschaftlichen Gesellschaft im Wolga – Gouvernement unverzüglich zu entlassen“. Ein russischer Historiker, dem ich die Kopie vorlegte, hat mir dazu gesagt, den Umständen nach war dieser Ebeling sicher ein Dekabrist, der wegen Beteiligung am Aufstand gegen den Zaren entlassen wurde. Der Zar hätte sich nämlich persönlich nur für Untertanen interessiert, die entweder von hohem Adel oder die Dekabristen waren. Wie auch immer, das sind unklare Spuren, die nichts beweisen, die man aber weiter

spinnen kann. Ich habe mir immer gern vorgestellt, dass ein Urahn Dekabrist war, der seinerzeit mit Katharina nach Russland zog, dann gegen den Zaren aufstand und nach dem Dekret mit Familie nach Anhalt zurück kommen musste.

Meine Kindheit war durch den landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern geprägt, mit Hunderten von Hühnern und kampfstarken Hähnen, mit einigen Schweinen und Kühen und immer vielen wachsamen Hunden. Eine riesige deutsche Dogge wurde für mich zu einem Albtraum ebenso wie aggressive Hähne. Mein Vater, im Ort „Hahne Otto“ genannt, war auf dem Gebiet der Geflügelzucht sehr tüchtig, er bildete sich auf dem Gebiet immer weiter und wurde bald landesweit als Herdbuch-Züchter anerkannt. Ich erinnere mich an viele Treffen des anhaltinischen Züchter-Verbandes bei uns und daran, dass mein Vater in den 1950er Jahren vom hallischen Professor für Tierzucht Tegtmeier gebeten wurde, seine Erfahrungen bei der Zucht weißer Leghorn in Vorlesungen an der Universität Halle darzulegen. Allerdings glaube ich, dass mein Vater wohl mehr „Theoretiker“ war, der stundenlang über seinen Zuchtbüchern saß und „mendelte“, denn Gregor Mendel war sein Gott. Nach Jahrtausenden menschlicher Erfahrung mit der Züchtung von Tieren und Pflanzen war der Augustinermönch Johann Gregor Mendel der erste, der im 19. Jahrhundert die Gesetze der Vererbung wissenschaftlich untersuchte. Mendel begann nach einem Studium der Mathematik, Physik und Botanik im Kloster Brünn mit Kreuzungsversuchen an Erbsen- und Bohnenpflanzen. Er untersuchte Tausende von Pflanzen, und fand heraus, wie bestimmte Merkmale wie Form, Farben und Wuchshöhe von Generation zu Generation weitergegeben werden. Insbesondere entdeckte er, dass bestimmte Merkmale bei allen Nachkommen auftreten, er nannte sie dominant. Andere, sogenannte rezessive Merkmale, sorgten in der nächsten Generation für Mischformen. Für meinen Vater war das Religion, er saß über seinen Zuchtbüchern und „mendelte“, was hieß er suchte optimale Kombinationen des Erbmaterials. Sein Prinzip war, von außerhalb gute Hähne und Hühner einzukreuzen, das sorgte in seiner Zucht für Spitzenleistungen und hielt die Population gesund. Er sagte immer, Mendel hatte recht, das habe ich empirisch überprüft. Als ich später auf Lyssenkos Züchterfolge verwies, die in der Schule gelehrt wurden, sagte er, der Mann hat so lange experimentiert, bis ein einzelnes Experiment seine Theorie bestätigte, dann hat er Journalisten und die Partei um Unterstützung gebeten. So geht Züchtung und Naturforschung nicht, die Professoren in Gatersleben und Halle sind alle meiner Meinung bezüglich Mendel und Lyssenko, sie sollten aber mehr Mut zeigen und

ihre Erkenntnisse offen vertreten, so wie ich das als Mann der Praxis tue. Während mein Vater in seiner Begeisterung für die Tierzucht manchmal die praktischen Aufgaben in seinen Betrieb vergaß, verlor meine Mutter nie die Übersicht. Ohne unsere Mutter Gisela, die über viel Sinn für das Notwendige, für Finanzen und besonders für Menschenführung verfügte, wäre der kleine Betrieb mit bis zu 10 Mitarbeitern, Lehrlingen, Gesellen und Meistern nicht so erfolgreich gewesen. Ich sehe vor mir, wie meine kaum mittelgroße Mutter mit einer Geldkatze über der Schulter durch den Betrieb rannte, Anweisungen gab und das Geschäftliche, die Verkäufe, alle Geldsachen und alle Kontakte nach Außen übernahm. Meine Großmutter Brandt führte den großen Haushalt im großen ehemaligen Töchterpensionat, in das die Familie Ende der 1930er umzog. Wir Kinder, meine Schwester Erika wurde 1935 geboren, ich folgte 1936 und 1939 kam noch Bruder Dieter und 1945 Schwester Barbara hinzu, sind weitgehend wild aufgewachsen. Wer gerade mal Zeit hatte, kümmerte sich um uns, meist war das Großvater Hermann Ebeling, der mir Hämmern, Tischlern und Ausbessern vermittelte. Er war noch vom alten Schrot und Korn, begann den Tag mit einem Doppelkorn aus Nordhausen und einem Kanten Brot zum Frühstück, von dem ich zutiefst bewundert. Er konnte alles reparieren, hob jeden rostigen Nagel auf und klopfte ihn sorgfältig und mit ausführlicher Belehrung an mich gerade, wobei er meist auch den deutschen Kaiser und die Schlacht bei Mars-la-Tour erwähnte. Die alles aufbewahrende Haltung und meine kleinen handwerklichen Fähigkeiten, verdanke ich ihm, und auch dass ich heute noch jeden Nagel aufhebe, kein altes Brett und auch kein Buch wegwerfen kann. Gute Leistungen in der Schule galten im Elternhaus als Pflicht, wurden aber niemals kontrolliert, für Kontakte zu den Lehrern war meine Mutter zuständig, soweit ihre Zeit das zuließ. Mit dem Direktor Rössing verhandelte sie am Zaun, wenn der auf dem Heimwege vorbei kam. Wenn jemand, wie das Gretchen in Goethes „Faust“ die Frage stellen möchte: „Nun sag Heinrich, wie hältst Du es mit der Religion?“, so sei ihm gesagt, dass mein Vater strikter Atheist und meine Mutter gläubige evangelische Christin war. So war ich gehalten, die Christenlehre zu besuchen, aber das dort Gelehrte kritisch zu betrachten, am Ende wurde ich konfirmiert. Was mir davon blieb, sind die ethischen Grundsätze meiner Mutter, die in dieser Hinsicht unbeugsam war: „Junge, man muss sich an die Gebote halten, man hat sich anständig zu verhalten und sollte nur Gutes tun“! Als sich um zu Weihnachten 1944 der Traum vom nahenden Endsieg des 1000jährigen Reiches in Niederlagen und Millionen Toten auflöste, schenkte meine Mutter den im Betrieb als Hilfsarbeiter tätigen noch sehr jungen



polnischen und ukrainischen Gefangenen Anna, Stanislaw und Dmitri, einen Volksempfänger, eine sogenannte „Goebbels-Schnauze“. Mein Vater, der auf Urlaub kam, versuchte diese Aktion mit dem Argument zu verbieten: Gisela, Du möchtest doch nicht, dass wir alle im Konzentrationslager landen. Da sagte sie nur, ohne Widerspruch zu dulden: „Otto, das sind Menschen wie wir und der liebe Gott möchte, dass Sie die Weihnachtspredigt in ihrer Heimatsprache Polnisch und Ukrainisch hören.“ Da gab Otto auf, wie eigentlich immer bei Konflikten mit Gisela und wurde bald wieder an die Front abkommandiert, wo er sich einen „Heimatschuss“ holte. In Bezug auf die politische Richtung waren meine Eltern offen und hielten es eher mit den Grundsätzen aus Kants „Zum ewigen Frieden“: Der Staat soll sich um gutes Geld und gute Wege usw. kümmern und sich ansonsten weitgehend heraushalten. Das passte dann gut zu den Prinzipien der Selbstorganisation, die ich später als Hochschullehrer propagierte. Während mein Vater 1933 noch einige Maßnahmen des Regimes für gut und richtig hielt, verwandelte er sich nach Beginn des Weltkrieges schnell in einen Skeptiker und Drückeberger und hielt von diesem Staat nichts mehr und von dem nachfolgenden Staat DDR noch weniger. Im letzten Kriegsjahr stahl er sich oft aus der Garnison in Halberstadt davon, der Spieß drückte für einen Mandel Eier, das sind 15 Stück, beide Augen zu. Einer seiner Stubenkameraden in Halberstadt, mit dem er sich anfreundete, war der Maler Walter Gemm, später bekannt geworden, besonders für Landschaftsbilder. Der kam noch bis in die 1950er Jahre ziemlich regelmäßig zu uns. Ich sehe ihn vor mir, wie er mit dem Fahrrad auf den Hof kam und nach Otto fragte. Nachdem beide sich in den Garten zurückgezogen hatten, schimpfte meine Mutter, sicher hat er sich wieder von Deinem Vater Geld ohne Sicherheiten geborgt. Es muss in der Summe ein höherer Betrag gewesen sein, denn als der Künstler in den 1950ern „nach drüben machte“, wie eine Flucht über die „grüne Grenze“ beschrieben wurde, übergab er meinem Vater zur Begleichung seiner Schulden einige Gemälde. Wir haben aus dem Nachlass noch ein schönes Bild von Gemm mit dem Motiv „Schloss von Emersleben bei Halberstadt“, das mich an meinen Vater erinnert.

Nach Kriegsende 1945 gehörten der Harz, Anhalt und Sachsen erst zur amerikanischen und dann nach einem für uns mysteriösen Austausch gegen Westberlin zur sowjetisch besetzten Zone und schließlich, nach Gründung zweier deutscher Staaten, zur DDR. Als ich das 50 Jahre später mal mit einem Kollegen aus Westberlin diskutierte, bezeichnete er diesen historisch erwiesenen Fakt als eine typische DDR-Presselüge. Er wollte nicht glauben, dass wir ausgetauscht worden

waren und alles ganz anders hätte kommen können. Er hielt es auch für ganz undenkbar, dass er ohne diesen Tausch an der Humboldt – Universität und ich an der Göttinger Universität studiert hätte.



Abb. 1 Meine Eltern mit ihrer Schwiegertochter aus Leipzig, mir der sie sich sehr gut verstanden.

Göttingen mit seiner Wissenschafts-Geschichte war für mich als Junge ein Traum und das Ziel für spätere Studien. Für einen in Westberlin sozialisierten Intellektuellen war es aber unvorstellbar, dass auch unser Werdegang historischen Zufällen unterworfen war. Die amerikanischen Besatzer waren übrigens nette Burschen, die mit einer Maschinenpistole auf dem Schoß ausgerüstet im Jeep auf den Hof fuhren und „Eggs“ riefen. Sie kamen dann regelmäßig, brachten auch Alkohol mit, aus dem meine Mutter einen schmackhaften Eierlikör bereitete. Ich erinnere mich an Szenen, dass die „Amis“ mit einem Helm voller Eier auf dem Schoß auf dem Sofa saßen und Eierlikör schlürften und mein Vater am Flügel musizierte, er liebte die Operette. Manchmal schmetterte die Frau des Tankstellenbesitzers dazu Operettenarien und die Witwe des Pastors trug klassische Stücke vor. Alle waren vom Kunstgenuss begeistert und vom ungewohnten Eierlikör in guter Stimmung. Wir Kinder drückten uns mit großen Augen in ungläubigem Staunen im Hintergrund herum. Auf dem Flügel, der ein wertvoller Steinway war, der vielleicht noch aus dem Pensionat stammte, oder durch den Krieg in den Vorharz gespült worden war, habe ich seinerzeit auch unter Leitung des pensionierten Lehrers Krause ohne Erfolg Klaviermusik üben müssen, eigentlich wollte ich lieber Geige spielen. Heute spielen unsere Enkel Julia und Erik nur noch selten auf dem Steinway. Als in der DDR die Landwirtschaft kollektiviert wurde, gab mein Vater, den eigenen Betrieb auf und war als Spezialist für Zucht und Küken-Sortierung in größeren Betrieben in der weiteren Umgebung tätig. Wie gesagt, er glaubte nicht mehr an Staatsmacht und vertraute nur noch auf „Privatinitiative“. Meine Mutter Gisela war immer

das Zentrum der Familie, zu der in den 1950ern neben den Eheleuten Ebeling noch die Großmutter Brandt, mir und den Schwestern Erika und Barbara noch mein Bruder Dieter gehörte. Erika ging dann „nach drüben“, ich zum Studium nach Rostock, Barbara gründete eine Familie in der Nähe und Dieter übernahm in den 1980ern nach dem Tod unseres Vaters das Grundstück und bewirtschaftete es im Rahmen der Möglichkeiten erst als kleiner Geflügelhalter und Obstbauer und dann nach 1989 als Ferienpark mit Zielstrebigkeit und auch bemerkenswertem wirtschaftlichem Erfolg.

Die Grundschule in Bad Suderode hat mich durch sehr gute Lehrer geprägt, so blieben mir die Lehrer Zimmer und Paul und unser Rektor Rössing in guter Erinnerung. Ansonsten streiften wir durch die Harzer Wälder und trieben viel Sport und manchen Unsinn, auch mit den immer noch im Wald lagernden Kriegswaffen, die mich bei Experimenten fast das Augenlicht gekostet haben. Viel gegeben hat mir eine Art Förderunterricht beim pensionierten Studienrat Engelmann, der mir alles, was er wusste, beibrachte und das war nicht wenig. Er zeigte mir das Lösen kniffliger geometrischer Aufgaben, lehrte mich das System der Pflanzenklassifikation, vermittelte mir viele Zitate von Wilhelm Busch, einen guten Schreibstil, viel Allgemeinwissen und Bildung. Der Studienrat wurde natürlich auch in der damaligen Währung, d.h. mit einer Mandel Eier bezahlt. Es gehört zu meinen unangenehmen Erinnerungen, dass mich mein Vater mit einer Mandel Eier zum Händler schickte, wo ich die Eier über den Ladentisch schieben sollte und zu sagen hatte: Mit einem schönen Gruß von Otto und ob sie vielleicht noch ein Kilo Nägel haben. Die zweite damals gültige Währung war übrigens ein Eimer mit Heringen, die von Braunschweig über die noch urchlässige grüne Grenze geschmuggelt wurden. Dass wir in eine Kulturlandschaft mit einer 1000-jährigen Geschichte, der berühmten Stiftskirche in Gernrode und dem Dom in Quedlinburg aufwachsen, war uns nicht sehr bewusst und hat uns höchstens durch die allgemein hochstehende kulturelle Atmosphäre beeinflusst. Höhepunkte waren die Familienbesuche der Aufführungen im Bergtheater Thale wo die „Räuber“ und „Wilhelm Tell“ aufgeführt wurden und auch Operetten im Quedlinburger Stadttheater wie dem „Weißen Rössl“. Mehr als Kultur, interessierte uns damals allerdings der Sport, insbesondere faszinierten mich Handball, Leichtathletik und Wintersport. Besonders widmete ich mich den nordischen Disziplinen des Skisports; ich war im lokalen Maßstab recht erfolgreich, erreichte aber niemals mehr als den 2. Platz. So gewöhnte ich mich früh daran, kein „Siegertyp“ zu sein.

Nach dem Abschluss der Grundschule besuchte ich im nahe-

gelegenen Quedlinburg die Guts Muths Oberschule. Meine Geschwister mussten alle bis auf Barbara, die „Kleine“, im elterlichen Betrieb lernen, auch gegen ihren Willen. Nur in meinem Falle gab mein Vater nach, als Gisela drohte: Otto, den Werner kriegst Du nicht für den Betrieb, der soll mal studieren dürfen wie Rektor Rössing geraten hatte. Die Ausbildung war an der Oberschule Quedlinburg solide, aber eher konservativ, die meisten Lehrer waren schon älter, hatten aber zum Teil noch in Göttingen studiert und promoviert, wie unser Physiklehrer Dr. Stoye. Ich fühlte mich als Oberschüler in einer fremden Stadt, mit Eltern, die „vom Lande“ und keine prominenten Bürger von Quedlinburg waren, recht unsicher. So hatte ich zu wenigen Lehrern ein enges Verhältnis, bis auf den jungen Russisch-Lehrer Hinrich. Er legte die Grundlagen dafür, dass ich noch heute gut Russisch spreche und lese. In Beurteilungen stand, ich wäre sportlich und fleißig, aber sonst unauffällig. In dieser Zeit habe ich viel gelesen, alles durcheinander, viele Reisebeschreibungen aber auch sehr aufmerksam die damals populären Bücher von Schenzinger, wie „Metall“ und „Anilin“, die mir unser Gartennachbar, ein pensionierter Prokurist, lieh. In der 12. Klasse las ich auch Werke über Organische Chemie und Atomphysik, wie Weizel und Schpolski, die ich als einzige Fachliteratur im Quedlinburger Buchhandel fand. Da wurde mir klar, die Natur erforschen, das wollte ich auch mal machen, leider bekam ich wenig Orientierung durch die Lehrer. Unser Physiklehrer zog sich zu Beginn des Unterrichts mit einem Adlatus in die Sammlung zurück, wo er schöne Experimente vorbereitete, die dann unter Zeitmangel und ohne Deutung rasch abgearbeitet und mit dem Klingelzeichen beendet wurden. In der Biologie beeindruckte mich die Evolutionslehre, die unser Zeichenlehrer Golinski in Vertretung des kranken Biologielehrers am Beispiel von Darwins Reise mit der „Beagle“ begeistert vortrug. Meine Klassenlehrerin Frau Thoss, beachtete mich kaum, ich hatte ja keine prominenten Eltern und war sehr verschlossen. Es gab aber für mich in der Oberschulzeit einige Höhepunkte. Bei Treffen der ehemaligen Klasse, die bis heute stattfinden, wurde nach wichtigen Ereignissen gefragt, an die wir uns erinnern. Die von mir hervorgehobenen Punkte waren bis auf den Chorgesang verschieden von denen der Klassenkameraden. Als besonders wichtig für mich habe ich betont, dass wir einige charaktervolle Lehrer hatten, darunter unseren Direktor Drotschmann, die den komplizierten Forderungen des Bildungssystems der DDR begegneten und sich manchmal vor uns stellten.

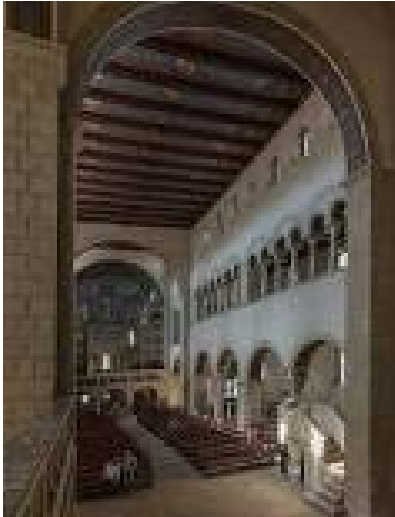


Abb. 2 Die 1000-jährige Stiftskirche in Gernrode und die Guts Muths Oberschule Quedlinburg

Das erlebten wir auch in den Tagen um den 17. Juni 1953, als von engagierten Schülern aufgerufen wurde, aus Protest gegen die Panzer auf der Straße, anstelle des Prüfungsaufsatzes ein leeres Blatt abzugeben. Das hätte nach dem Sieg der russischen Panzer für uns alle das Ende aller Träume bedeutet, denn wir hätten die Oberschule verlassen müssen und nicht studieren können. Der Direktor appellierte damals an uns, wenigstens etwas aufzuschreiben, er würde sich im Falle einer Niederlage der Panzer schützend vor uns stellen. Ich denke auch an unseren Geschichtslehrer Schrader, der nach einer von uns sehr gestörten Aufführung des „Rosenkavalier“ im Quedlinburger Theater, als die Kreiszeitung der Partei den Schulausschluss der störenden Oberschüler forderte, uns öffentlich verteidigte. Er erklärte uns die Oper von Strauß so gut, dass wir bei einer Wiederholung der Vorstellung ganz aufmerksam und still und am Ende sogar begeistert waren. Auch erinnere ich mich an den Musiklehrer und Chorleiter, den ehemaligen Opernsänger Braun, der mit ansteckender Begeisterung mit uns „Carmina Burana“ einstudierte. Ich habe auch nicht vergessen, dass unser Direktor mich mal, nachdem er die Klassenlehrerin bei einem Pflichtthema im Fach Deutsch vertreten hatte, beiseite nahm und sagte, Werner, Sie haben sich heute gelangweilt, lesen sie doch mal Thomas Mann und besonders „Doktor Faustus“, das wird Ihnen eher gefallen. Ich habe dann als Student das erste Jahr mit dem Studium dieses bedeutenden Werkes zugebracht und jede Zeile gelesen. Was ich dabei gelernt und ein Leben lang bewahrt habe, ist, dass Erziehung in erster Linie etwas mit Vorbild zu tun hat, mit dem Vermitteln von Begeisterung für eine Sache und dem verständnisvollen Eingehen auf die Individualität der einzelnen Schüler. Das ist nach meiner Erfahrung ein Talent, das nur

wenige Lehrer haben und das man nur schwer in der pädagogischen Ausbildung vermitteln kann. Ich habe an die Zeit in Quedlinburg gute Erinnerungen und unsere ehemalige Klasse 12 B, dabei steht das B für den naturwissenschaftlichen Zweig hält immer noch den Kontakt und trifft sich ziemlich regelmäßig. Die Naturwissenschaften haben mich von Anfang an besonders interessiert und zunächst besonders die organische Chemie der Farben und der Naturstoffe und die Atomphysik. Eigentlich wollte ich mich an der Universität Halle für Chemie bewerben. Unser Direktor Drotschmann riet mir aber in der 12. Klasse, es doch lieber mit dem Studium der weniger überlaufenen Physik zu versuchen und vielleicht statt im nahen Halle, wo man wusste, dass mein Vater selbständig war und einen Betrieb leitete, die Bewerbung an die etwas fernere Universität Rostock zu senden. Allerdings riet mir mein Mathematiklehrer Sommerfeld von der Physik ab, er meinte, die mathematischen Anforderungen wären zu hoch für mich. Mein Lehrer in Mathematik behielt glücklicherweise nicht Recht, aber dafür mein Direktor, der mich besser beurteilte. An der Universität Rostock wurde ich als Sohn eines Kleinbauern, der Betrieb meines Vaters bewirtschaftete ja nur etwas mehr als zwei Hektar, als Abkömmling einer „förderwürdigen sozialen Schicht“ mit guten Leistungen angesehen und sofort angenommen und bekam sogar ein Stipendium. Ich fühlte mich befreit und endlich angekommen, da mir die neuen Anforderungen viel Freude und keinerlei Probleme bereiteten. Ich frage mich heute manchmal, ob ich in der heutigen Gesellschaft, die in erster Linie den Kindern gebildeter und wohlhabender Eltern eine Chance bietet, und die die Bildung zu einem „vererbbares Vermögen“ gemacht hat, auch ein gute Chance gehabt hätte. Vermutlich hätte ich es mit meinen Eltern in dieser neuen Gesellschaft nicht geschafft einen akademischen Weg einzuschlagen. Mein Vater wollte nicht, dass ich studierte, er wollte dringend, dass ich seine Arbeit als Züchter fortsetzte. Er demonstrierte gern seinen Kollegen Herdbuch- Züchtern, dass ich als Junge für jeden Hahn, auf den er zeigte, den Zucht-Stammbaum auswendig wusste. Leider bestand er auch darauf, dass zwei meiner Geschwister eine Lehre in seinem Betrieb machten. Wie schon gesagt, es waren nicht gesellschaftliche Umstände und Druck von elterlicher Seite, sondern neben meinen guten Leistungen nur meine Mutter, beraten durch gute Lehrer, die darauf bestand, dass eines ihrer vier Kinder die Chance erhielt, höhere Bildung zu erwerben. Ich halte es für einen der wenigen aber doch wichtigen Vorteil der damaligen Gesellschaft, dass sie im Hinblick auf Bildungschancen offener war als die heutige. Mein bester Freund auf der Universität, Hans-Heinrich Schuldt hatte in einem kleinen

Ort, in Born auf dem Darss, das Schusterhandwerk gelernt und es dann im zweiten Bildungsweg noch geschafft, neben mir im Hörsaal zu sitzen, im Praktikum zu arbeiten und ein tüchtiger Physiker zu werden. Ich halte nicht viel davon, dass im heutigen System praktisch nur noch ein gebildetes und begütertens Elternhaus den Kindern die Chance bietet, zu studieren. Das verkrustet am Ende die Gesellschaft. Man Vater hatte mir immer gesagt: Kleine Populationen lassen den Genpool schrumpfen, das rächt sich nach einigen Generationen, weil Bestleistungen immer seltener werden. Nur Offenheit in jeder Hinsicht und ständige Variabilität sichert die Zukunft einer Population. Soweit mein Vater, der noch alles biologisch mit Mendels Gesetzen erklären wollte,

## **2. Kapitel. Studium an der Universität Rostock und Aspirantur in Moskau**

Das Studium in Rostock und die damit verbundene freie Gestaltung der Arbeit und die Bekanntschaft mit hervorragenden Gelehrten faszinierte mich von Anfang an. Besonders gefielen mir die Vorlesungen in Experimentalphysik bei Prof. Paul Kunze, die Mathematik- Vorlesungen Algebra bei Prof. Rudolf Kochendörffer, Mathematische Physik bei Prof. Hans-Wolfgang Stolle und die Analysis bei Prof. Adam Schmidt, der später als Dekan der Mathematischen Physik meine Habilitation erst forderte und dann förderte. Entgegen der Prognose meines Oberschullehrers, fielen mir gerade die Mathematik und die Theorie in der Physik ganz leicht. Das gefiel mir alles außerordentlich, ich war in der Welt angekommen, von der ich als Schüler und Leser von populärwissenschaftlichen Schriften schon immer geträumt hatte.

Abb. 3 Der Autor voller Pläne als Student in Rostock



Die Zukunft hing nur noch von meinen Fähigkeiten und Anstrengungen ab. Besonders die theoretische Mechanik und die Thermodynamik, die dann Prof. Falkenhagen mit großem Temperament las, wie auch unsere Abb.4 zeigt, faszinierten mich. Das gefiel mir alles außerordentlich, ich war der Welt angekommen, von der ich als Schüler geträumt hatte, nun hing alles nur noch von meinen Fähigkeiten und Anstrengungen ab.



Abb. 4 Professor Hans Falkenhagen bei der Vorlesung. Er trug den Stoff immer mit großer Begeisterung vor, wobei er den Zenit bei der Schrödingergleichung und der Debyeschen Ionenwolke erreichte.

Ich habe schon erklärt, dass ich zur russischen Kultur und Sprache ein enges Verhältnis hatte und habe. Wie kam es dazu? Mein Lehrer Prof. Falkenhagen, dem es gefiel, wie ich im Seminar, theoretische Probleme diskutierte und Aufgaben löste, hatte 1958 auf einer festlichen noch gesamtdeutschen Tagung zum 100. Geburtstag von Max Planck in Berlin den berühmten russischen Experten für Statistische Physik Nikolai N. Bogoljubov kennengelernt. Bogoljubov war als Sohn eines Popen und „Wunderkind“ über eine Ausbildung in Kiev nach Moskau gekommen und hatte einen Weltruf in der theoretischen Physik und nichtlinearen Dynamik erworben. Er berichtete Falkenhagen von seiner neuen Methode der molekularen Verteilungsfunktionen in der statistischen Physik, die er in einem nur in Russisch vorliegenden Buch 1946 publiziert hatte und auch von seinen Vorlesungen in Ukrainisch über Quantenstatistik. Bogoljubov hatte auch angeregt, die ersten Anwendungen, die er schon auf Elektrolyte gegeben hatte, weiter auszubauen. Er schenkte Falkenhagen wie damals noch üblich, Kopien auf einem Mikrofilm, den mir Falkenhagen mit der Bemerkung übergab, schreiben Sie mal eine Diplomarbeit über diese neuen Methoden und erkunden die Anwendbarkeit auf Elektrolyte, ein bisschen Russisch und Ukrainisch werden Sie ja wohl gelernt haben. Falkenhagen hatte einen großartigen Instinkt, die Bogoljubov – Methode ist dann als BBGKY-Hierarchie nicht nur der Schlüssel für unsere Anwendungen, sondern sogar weltbekannt geworden und in die Geschichte der Physik eingegangen. Die Methode von Manfred Eigen aus Göttingen, die Falkenhagen mir als alternatives Thema offerierte, wurde wenige Jahre später mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Göttingen lag ja aber nun



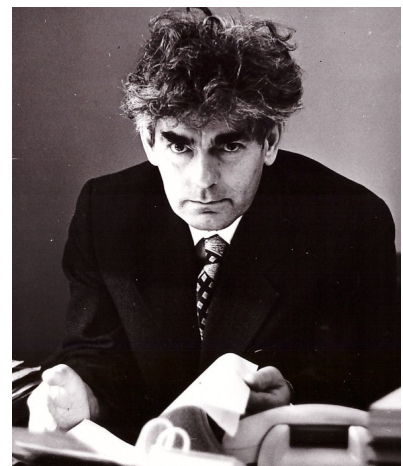
jenseits einer inzwischen harten politischen Grenze und so schrieb ich die Diplomarbeit über die Methode der molekularen Verteilungsfunktionen in der statistischen Physik und versuchte neue Anwendungen auf Elektrolyte. Das war das Forschungsgebiet der Falkenhagen-Gruppe, zu der damals Dr. Günter Kelbg, Dr. Ernst Schmutzer und Heinz Ulbricht gehörten. Die Verteidigung im September 1959 war ein Erfolg und mein Chef war von der Arbeit begeistert. Er meinte, in der Moskauer Schule des berühmten Professor Bogoljubov, könnte ich „noch etwas dazulernen“. So bewarb ich mich gleich nach der Einstellung als Assistent von Falkenhagen um eine Aspirantur, damals offiziell Zusatzstudium genannt, in Moskau, das seinerzeit ein Weltzentrum der Physik war. Nach einigen Anläufen klappte das und ich konnte in den Jahren 1960 und 1961 die Teilaspirantur an der Moskauer Staatlichen Lomonossow – Universität absolvieren. Die Vorbereitung darauf war schwierig, ich hatte mich zwar im Studienjahr 1959/60 auf Vorschlag von Prof. Falkenhagen beworben, war aber nicht angenommen worden. Meine Bewerbung wurde vom Ministerium abgelehnt, wobei sicher der Hintergrund war, dass meine ältere Schwester Erika inzwischen „drüben“ lebte. Ich war sehr enttäuscht und deprimiert, meine Verlobte Barbara Kürschner aus Leipzig, die ich bei ihrem Urlaub in Born, der Heimat meines Studienfreundes Hans, auf dem Dorftanz kennengelernt hatte, tröstete mich und wir beschlossen, nun nicht mehr mit der Heirat zu warten. So ließen wir uns im April 1960 im ehrwürdigen Rathaus von Gernrode trauen. Mein Chef sagte, Herr Ebeling, Sie sind doch viel zu jung, früher heirateten Wissenschaftler erst nach der Habilitation und bewarben sich in der Regel um die Tochter des Lehrstuhlleiters. Das war ein Scherz, denn er hatte eine hübsche Tochter, die in einem zu uns im parallelen Kurs Pharmazie studiert hatte, aber inzwischen vergeben war. So wurde ich jüngster Assistent des Institutes, Oberassistent Dr. Hans Jacob gab mir die nötigen Instruktionen und der nur wenig ältere Kollege und später gute Freund Heinz Ulbricht beriet und leitete mich an. Die wichtigsten ersten Instruktionen waren, dass ich immer korrekt in Anzug und Schlips zur Arbeit anzutreten hätte und dass mein Arbeitszimmer im Palais des Großherzogs am Universitätsplatz sei. So zog ich in das ehemalige Schlafzimmer des Großherzogs von Mecklenburg ein. Der Kachelofen des Großherzogs war streng als Denkmal geschützt und durfte nur vom dafür ausgebildeten Hausmeister geheizt werden. Meine Mitdoktoranden hießen Weigel und Möller, die fachliche Unterweisung gab mir Dr. Günter Kelbg. Glücklicherweise erhielt ich auch bald mit Unterstützung des Institutes die Zuweisung für ein Zimmer, das meine

Frau Barbara, die aus Leipzig kam und ich im Juni 1960 glücklich bezogen. Da traf plötzlich eine neue Nachricht vom Berliner Ministerium ein, man habe sich die Sache überlegt, es wäre noch ein Platz in Moskau frei, den ich sofort einnehmen könnte. Ich lehnte natürlich ab, ich war doch kein Spielball und hatte inzwischen eine kleine Familie gegründet. Es kam, wie es kommen musste, ich wurde nach Berlin einbestellt, denn es war für die Vertreter des Ministeriums inakzeptabel, dass ein so junger Absolvent die „unerhörte Ehre und das Vertrauen“ nicht zu schätzen wusste. So reiste ich im Oktober 1960 mit einer Gruppe erwartungsvoller junger Leute nach Moskau, notdürftig auf Sprache und Klima vorbereitet. Meine Mitstudenten hatten einen Vorbereitungskurs gemacht und dort nicht nur sprachliche Unterweisung sondern auch einen sogenannten „Gospalto“, einen warmen vom Staat gestifteten Einheitsmantel, erhalten; das Wort wurde auf der letzten Silbe betont. Für mich als den Nachzügler war kein „Gospalto“ mehr da, aber meine Mutter fand einen mit Hamsterfellen gefütterten Mantel auf dem Dachboden, der nach meinen Vorfahren nun mich im harten russischen Winter wärmte. Als ich meiner Frau Barbara, die nie eine Gelegenheit ausgelassen hat, mich zu necken, diesen Satz vorlas, sagte sie: „Der Mantel war nicht so groß, aber Du warst damals noch etwas spillerig und hast ihn nicht ausgefüllt“. So ausgerüstet und mit guten Vorsätzen kamen wir nach langer Zugfahrt in Moskau an. Die ersten Wochen waren nicht einfach und manchmal auch frustierend. Nur wer schon einmal vor einem „Okoschko“ (Fensterchen) gestanden hat, hinter dem eine schlecht gelaunte Bürokratin dem Bittsteller nur ein „Savtra!“ entgegen bellte (d.h. sinngemäß, kommen Sie morgen wieder!), kann das nachempfinden. Wir waren aber nach kurzer Zeit ganz gut in einem der Wohntürme der MGU (Abkürzung für Moskauer Staatliche Universität) untergebracht. Ich wohnte gemeinsam mit einem Aspiranten, einem Kaukasier, in einem sogenannten „Block“ mit zwei winzigen länglichen Zimmerchen und gemeinsamer Dusche und Toilette. Alles war sauber zu halten, was streng von einer „Sanitär Kommission“ kontrolliert wurde. Mein Nachbar der Aspirant Boris war ein stolzer Kaukasier, der aus dem wilden Bergvolk von Gabardino-Balkarija stammte, das den benachbarten Tchetchenen in bezug auf Insubordination nicht nachstand. Wir haben uns jedenfalls gut verstanden und auch viel gemeinsam gefeiert. Als unsere Mitaspirantin Karin Herrmann mal nachfragte: Boris würdest Du auch zu Hause im Kaukasus so zwanglos mit mir diskutieren? Da sagte er, leider würde meine Mutter darauf bestehen, dass Du in der Küche bei den Frauen sitzt! Nach einigen

Wochen wurde auch mein Wunsch-Betreuer, der Bogoljubov – Schüler Dr. Klimontovich, dessen Arbeiten ich vorher alle studiert hatte, offiziell bestätigt. Yuri Lvovich, wie ich ihn nach russischem Brauch anzureden hatte, war auch erst auf Umwegen Wege Schüler und Mitarbeiter von Bogoljubov geworden. Als Spross einer uralten Adelsfamilie mit einem Zweig, dem er den Tolstoi – Vornamen Lev (Leo) verdankte, hatte er es nicht leicht gehabt. Die Familie galt als „Repressierovanyi“ (verfolgt), weil der Vater 1938 erschossen worden war, was der Familie offiziell erst in den 90ern schriftlich bestätigt wurde. Den einzigen Kommentar, den Yuri Lvovich dazu abgab war: Mein Vater war ein überaus tüchtiger Verwaltungsfachmann, zu gut und unbestechlich für den Stalinschen Bürokratie-Apparat. Nach einem glänzenden Diplom bei Fursov und Bogoljubov war die Bewerbung von Yuri Lvovich um eine Aspirantur wegen der Herkunft am Widerstand von Bürokraten gescheitert, aber da Bogoljubov sein Talent hoch schätzte, übernahm er nach einem zufälligen, auch in den autobiographischen „Notizen“ geschilderten Treffen seine persönliche Betreuung und hielt eine schützende Hand über ihn. So konnte auch der hochbegabte Schüler Yuri Klimontovich eine bescheidene Karriere machen. Ich denke, dass sich Bogoljubov da erinnert hat, dass auch er als Sohn eines Kiever Popen erst mal Probleme hatte, bis er von dem weltberühmten Kiever Mathematiker Krylov unter die Fittiche genommen wurde und schon mit 21 Jahren habilitieren konnte.

Abb. 5 Mein russischer Lehrer Yuri L. Klimontovich, als junger Professor an der Lomonossow – Universität Moskau.

Obwohl auch Klimontovich einflussreiche Förderer hatte, wie den Dekan der Fakultät Prof. Fursov, der seine Diplomarbeit betreut hatte und das Akademiemitglied Bogoljubov hatte er Probleme. Er erhielt später trotz seines internationalen Rufs, er wurde oft der Boltzmann des 20. Jahrhunderts genannt, niemals einen eigenen Lehrstuhl und er hatte immer einen Lehrstuhlleiter über sich. Allerdings war sein erster Chef, der Leiter des Lehrstuhls Sergey Pavlovich Strelkov, kein traditioneller Chef sondern ein hochgebildeter gütiger Mensch. Dazu fällt mir ein: Als ich mich einmal nach Weisung der Sekretärin, in seinem Zimmer zu warten, in Unkenntnis auf seinen Stuhl vor dem Schreibtisch gesetzt hatte, fing ich an zu rechnen und vergaß



Ort und Zeit. Der Professor kam herein und fragte erst zweimal nach, ob ich fertig sei, bevor er mich informierte, dass ich auf seinem „Lehrstuhl“ sitzen würde. Das charakterisiert die menschliche Atmosphäre an diesem außergewöhnlichen Lehrstuhl, an dem neben Prof. Strelkov und dem damaligen Dozenten Klimontovich, weitere später weltbekannte Mitarbeiter und Autoren vieler Bücher wie Dr. Ruslan Stratonovich und Dr. Yuri M. Romanovskiy tätig waren. Es ging nicht überall an russischen Lehrstühlen so höflich und freundlich höflich zu, der Umgangston war häufig ziemlich rauh. Ich hatte einfach großes Glück, an einen Lehrstuhl der „alten Schule“ zu kommen. Klimontovich war nicht nur eine bemerkenswerte hochgebildete Persönlichkeit, sondern auch ein Betreuer im besten Sinne. Er führte mich in die wichtigsten neuen Methoden der Statistischen Physik ein und stellte hohe Anforderungen auch bezüglich der mathematischen Methoden, so hatte ich in kürzester Zeit Kenntnisse über singuläre Integralgleichungen nachzuholen. Nebenbei erfuhr ich auf Seminaren am Lehrstuhl von Prof. Strelkov viel über nichtlineare Dynamik, von Dr. Ruslan Stratonovich Grundlagen der Stochastik und von Dr. Yuri Romanovskiy viel über Anwendungen auf die Biophysik. Mein Lehrer verschwand in jedem Sommer und lebte einige Wochen mit den Mönchen eines Klosters auf einer Insel im Norden Russlands, wobei sein Bart immer länger wurde und bald dem der Mönche glich. Was mir davon geblieben ist, dass ich bei der Arbeit die „Música Ortodoxa Griega de Athos“ höre, was mich sehr inspiriert, aber meine Frau mitunter als störend empfindet. Aber zurück zu meiner Aspirantur in Moskau, ich konnte dort in jeder Woche interessante Seminare an der Universität oder an Akademie-Instituten, etwa die berühmten Seminare der späteren Nobelpreisträger Prof. Lev Landau und Prof. Vitali Ginsburg besuchen, wobei mir der lebendige Austausch am Ginsburg-Seminar am besten gefiel, wie auch die streitbare Atmosphäre im Seminar von Prof. Ilya Lifshits, später habe ich auch bei Dr. Arnold und Dr. Sinai hospitiert. So konnte ich mein Profil breiter aufstellen und auch meinen wissenschaftlichen Stil entwickeln; das war für meine Laufbahn prägend. Spät am Abend rief mein Betreuer häufig an, das wurde auf dem Flur des Wohnheims vom „Deshurnyi“ (dem Diensthabenden) angenommen, der einen Klingelruf auslöste. Ich hörte dann etwa, „Werner kommen Sie doch noch mal schnell bei mir vorbei, ich habe etwas Interessantes gefunden!“. Ich war dann in einer halben Stunde bei ihm in der unweit gelegenen Wohnung, wo ich von seiner Frau die Reste des Abendbrots bekam, oder der Hausherr selbst noch etwas briet. Dann wurden nicht nur seine neuesten Resultate, sondern

bei einem Vodka auch alle Fragen der Welt und Kultur diskutiert. Ich habe so auch viele bekannte und einige berühmte russische Intellektuelle in der Wohnküche kennengelernt, wie die Professoren Chernavsky, Zubarev, Volkenstein und andere, die wie in Rußland üblich, gegen Mitternacht plötzlich unangemeldet auftauchten. Ich gehörte einfach dazu, wurde als gleichberechtigt behandelt. Besonders Prof. Mikhail Volkenstein, der als Biophysiker einen Weltruf hatte, machte starken Eindruck auf mich und ich war stolz, als er mich später mehrfach nach Hause einlud und als guten guten Freund betrachtete. Nebenbei lernte ich, mein Russisch zu vervollkommen und entwickelte mein seitdem enges Verhältnis zur russischen Kultur, zur Literatur und Musik. Den offiziellen, aber sehr guten Russischkurs absolvierte ich gemeinsam mit Karin und Rudi Herrmann aus Berlin, wir waren gemeinsam mit dem Zug aus Berlin angereist. Der Energie und dem Organisationstalent von Karin Hermann verdankte die Studiengruppe viele gemeinsame kulturelle Erlebnisse, Theateraufführungen, Konzerte und auch viele Ausflüge in die Umgebung von Moskau, zu den alten Adelssitzen und in Klöster und Museen. Ich kann nicht verschweigen, dass ich nicht nur von der anspruchsvollen kulturellen Atmosphäre Moskaus beeindruckt war, sondern auch von der damaligen Aufbruchstimmung und in dieser Stimmung auch einen Antrag auf Aufnahme in die „Einheitspartei“ gestellt habe. Der wurde allerdings erst mal zwei Jahre zurückgestellt wurde, da mir wohl noch die „Reife“ abgesprochen wurde. So wurde ich erst 1962 nach der Rückkehr ins Zentralkomitee einbestellt und eingehend befragt, bis ich das „rote Mitgliedsbuch“ erhielt. Es herrschte damals in Moskau Tauwetter, es gab unter meinen russischen Freunden die euphorische Hoffnung, man könnte das System total umkrempeln und einen dritten Weg neu gestalten. Ich wollte an dieser Umgestaltung mitwirken und mich auch für die Gestaltung des dritten Weges einbringen. Vielleicht habe ich damals auch an die Chancen gedacht die sich nach der Rückkehr in Rostock eröffnen würden. Dort war Falkenhagen inzwischen emeritiert worden und hatte weniger Einfluss, so dass man bei der Besetzung von Stellen nun nicht nur auf die fachliche Qualifikation sah. Als sich nach der Berufung von Breshnew zum Parteisekretär der Sowjetunion wieder Raureif über das Land legte, und 1968 die Tschechoslowakei durch Truppen besetzt wurde, waren leider alle Hoffnungen auf den dritten Weg ausgeträumt, und auch meine russischen Freunde waren sehr enttäuscht. Auch ich war zunehmend frustriert, aber nun fest in eine Disziplin eingebunden, was mir schwer fiel. Aber die politischen Aspekte

dieser Zeit sind ein zu weites Feld und ^können in einer wissenschaftlichen Biographie nicht ein Hauptthema sein.

Als ich am Jahresende 1961 wieder nach Rostock zurückgekehrte, brachte ich im Gepäck aus Moskau eine Publikation mit Klimontovich mit, die eine neue Begründung der Grundgleichungen der klassischen Theorie der Elektrolyte enthielt und die ein guter Einstieg für die Dissertation und die Arbeit in Rostock war. Um das zusammenzufassen: Ich verdanke der Moskauer Universität und der Gesellschaft von Moskau, die damals in der Physik einen Spitzenplatz in der Welt einnahm, und auch in Bezug auf Kultur, Musik und Theater ein sehr hohes Niveau hatte, sehr viel. Daher bin ich heute stolz darauf, dass ich in den 2000-er Jahren von der Universität und dem Physikalisch – Technischen Institut Moskau sowie der Universität Saratov mit Ehrenprofessuren ausgezeichnet wurde, womit nicht nur eine enge Zusammenarbeit, sondern vielleicht auch meine vielen Bücher, Vorlesungen und Vorträge in russischer Sprache gewürdigt werden sollten.

### **3. Kapitel. Als Assistent und Hochschullehrer an der Universität Rostock**

Auf der Basis der Resultate der Zusammenarbeit mit Klimontovich schrieb ich 1962-63 relativ schnell meine Dissertation, in der ich mit Hilfe neu entwickelten Methoden die Elektrolyt - Theorie auf eine neue Basis stellte. Die Methode der molekularen Verteilungsfunktionen und die BBGKY Hierarchie erlaubte nicht nur einen neuen Einstieg, sondern sofort auch ganz neue Anwendungen. Mit Falkenhagen entstand auch eine fundierte Verallgemeinerung mit Hilfe von Projektionsoperatoren. Die neuen Anwendungen gelangen bald mit Wolf-Dietrich Kraeft, Hartmut Krienke, Gerhard Schmitz und Dietrich Kremp und hatten internationalen Erfolg. Insbesondere gelang es uns, den Einfluss von Bindungszuständen, d.h. der Ionenassoziation auf Gleichgewichts- und Transport-Eigenschaften zu berechnen. Wir sahen es als Erfolg, dass uns bekannte Experten auf dem Gebiet wie Prof. Dutta aus Kalkutta, Prof. Friedrich Hensel aus Marburg, Prof. Igor Juchnowsky aus Lviv und Prof. Harold Friedman aus Stony Brook in Rostock besuchten und dass die Resultate auch auf einer internationalen Tagung über Elektrochemie 1965 in Budapest auf Interesse stießen.

Nach diesen relativen Erfolgen auf dem von Falkenhagen begründeten Gebiet der Elektrolyt-Forschung machten wir uns Ende der 60er Jahre, geleitet von Falkenhagens Nachfolger, Prof. Günter Kelbg

auf den Weg zu einer neuen Thematik, der Quantenstatistik von Coulomb-Systemen. Das war ein Weg über eine fachliche Grenze, den ich gemeinsam mit meinen Freunden, den etwas jüngeren Assistenten Dietrich Kremp und Klaus Kilimann ging, die ich schon in Übungen zur Quantenmechanik betreut hatte, sowie den schon promovierten Mitarbeitern Heinz Hoffmann und Wolf-Dietrich Kraeft. Wie gesagt führte der Weg über eine Grenze von der klassischen Physik, die Falkenhagen liebte, zur Quantenphysik. Das Gemeinsame beider Gebiete waren die Coulomb – Wechselwirkungen elektrisch geladener Teilchen. Während die klassischen Gesetze die Welt der Elektrolyte und weite Teile der Plasmaphysik regiert, benötigt man für das volle Verständnis der Prozesse in Plasmen, besonders der Ionisations-Prozesse, die Quantenstatistik. Dieses Gebiet hatte Professor Günter Kelbg, der Falkenhagens Nachfolger als Lehrstuhlleiter in Rostock wurde, als neues Forschungsgebiet eingeführt. Die Grundzüge der Quantenstatistik hatte ich schon aus Bogoljubovs ukrainischem Quantenstatistik-Buch, aus den Moskauer Vorlesungen von Landau und Dawydov, die ich beide parallel besuchte und in vielen Seminaren bei Klimontovich, den beiden Lifshits, Ginsburg, Abrikosov und anderen studiert. Ich muss gestehen, das ich in dieser Hinsicht besonders viel von Davydov und Ginsburg gelernt habe, die hervorragende Lehrer waren. Auf diese Grundlage arbeitete ich mich also gemeinsam mit Dietrich Kremp, Klaus Kilimann, Wolf-Dietrich Kraeft und Heinz Hoffmann in die modernen Methoden ein und publizierte erste Arbeiten mit Hoffmann und Kelbg, dann mit Kremp und Kraeft. Parallel dazu arbeiteten wir noch gemeinsam weiter über die Bindungszustände in der Gleichgewichts- und Transport-Theorie der Elektrolyte. Das war eine sehr intensive Zeit. Zur Orientierung auf die Bindungszustände von Atomen in Plasmen, eines recht alten Problems, das schon Planck bearbeitet hatte, kamen wir auf einer Physiker – Tagung in Leipzig 1965. Gemeinsam mit Dietrich Kremp hörten wir in Leipzig einen faszinierenden Vortrag von Prof. Günter Ecker aus Bochum. Prof. Ecker, der ein bekannter Fachmann auf dem Gebiet war. Er legte dar, dass Planck 1924 ein Konzept für die statistische Theorie der Bindungszustände von Atomen vorgeschlagen hatte. Ecker entwickelte eigene Ansätze und kam zu dem Schluss, dass eine befriedigende Lösung immer noch ausstand. Mit dem Optimismus des damals Dreißigjährigen warf mich mit allen Kräften auf das Problem der Bindungszustände in Coulomb-Systemen. Meine Idee war, die zweiten Virialkoeffizienten erst klassisch und dann quantenstatistisch exakt

auszuwerten und den Beitrag der Bindungszustände zu identifizieren. Das gelang mir in harter nächtelanger Arbeit, wobei mir hauptsächlich Intuition und eine gute Beherrschung der Theorie komplexer Funktionen noch vom Studium her half. Dann schrieb ich relativ schnell auch eine Habilitationsschrift und hielt meinen ersten internationalen Vortrag auf einer Konferenz in Wien (ICPIG – Wien 1967). Die Habilitation wurde 1968 abgeschlossen. Die Bindungszustände in Coulomb-Systemen sind mein Lebensthema geblieben, ich betrachte sie auch als meine wichtigste Leistung und das Problem beschäftigt mich noch heute. Es ging darum, einige sehr komplizierte Funktionen, definiert über unendliche Reihen, zu bestimmen, die alle bekannten Spezialfälle von Planck, Brillouin und Larkin bis hin zu Ecker als Spezialfälle enthielten und auch die klassische Theorie der Ionenassoziation von Bjerrum verallgemeinerte. In jahrelanger harter gemeinsamer Arbeit mit Kelbg, Kremp und Kraeft haben wir noch weitere und auch besser begründete Lösungen gefunden. Wir waren auch ziemlich stolz auf die neuen exakten Lösungen zum alten Problem der Bindungs-Zustände in Plasmen und Elektrolyten, die so gut zueinander passten, dass sich am Ende ein einheitliches Bild ergab, das sich später in Buchpublikationen widerspiegelte.

Im Übrigen habe ich mich in diesen Jahren auch viel mit philosophischen Problemen der Physik befasst. Ich hatte schon 1958 einen studentischen Zirkel gegründet, der mit dem Rostocker Philosophen Heinrich Vogel zusammenarbeitete. Als etwa 1963 ein weiterer interessanter und an Physik interessierter Philosoph Heinrich Parthey nach Rostock berufen wurde, bildete sich ein Freundeskreis, indem nicht nur diskutiert, sondern auch Go, Skat und Bridge gespielt wurde. Leider musste ich beide Heinriche überleben. Den Heinrich Vogel mussten wir schon in den 70ern zu Grabe tragen, nachdem er erst durch seine originellen Thesen zum Materiebegriff und dann durch eine Scheidung beim „Komitee für ewige Wahrheiten“ im Zentralkomitee der Partei in Berlin angeeckt war. Mit dem anderen Heinrich Parthey war ich auch bis zu seinem Ableben befreundet. Er war auch eine originelle Persönlichkeit und immer für Überraschungen gut. Er diskutierte leidenschaftlich gern und suchte immer den dialektischen Widerspruch. Bei familiären Treffen stellte er nach einigen Gläsern Wein gern absurde Thesen auf und behauptete er dann beim nächsten Treffen das Gegenteil. Meine Frau erinnert sich noch als häufige Gastgeberin der Go-Skat-Bridge Runden, das Heinrich Parthey nach Mitternacht gern zu einem großen Monolog mit dem Thema "Sokrates und der



Schierlingsbecher" ausholte, wobei ihn das Schlafen der berufstätigen Damen in keiner Weise störte. Es wird berichtet, ich hätte dann so gegen 2 Uhr als Hausherr dem Monolog durch heftiges Lüften ein Ende gesetzt. Beide Heinrichs waren auch geschickte Organisatoren. Das zeigte sich, als in Rostock ein Schlick-Jubiläum anstand. Moritz Schlick war Professor in Rostock gewesen. Er war weithin bekannt als der Begründer des logischen Empirismus, hatte bei Max Planck promoviert und hatte durch relevante Beiträge zur Naturphilosophie Ansehen erworben. Er wurde 1917 in Rostock zum Professor ernannt und es gelang ihm auch Einstein zur Annahme der Ehrendoktorwürde der Universität Rostock zu bringen. 1922 übernahm er als Nachfolger Ernst Machs den Lehrstuhl für Naturphilosophie an der Universität Wien. Dem Antrag von Vogel und Parthey, Schlick durch eine Tagung in Rostock zu ehren, wollte der damalige Rektor Heidorn nicht zustimmen, vielleicht weil Schlick negativ in Lenins Buch über Empiriekritizismus erwähnt wurde. Da schlugen Heinrich Vogel und Heinrich Parthey vor, den "Physiker Ebeling" die Tagung leiten zu lassen, weil der in Berlin eher unverdächtig war. Gesagt, getan und so hatte ich die Ehre, die Tagung zu leiten und 1969 im ehrwürdigen "Ständehaus" ein internationales Publikum und Schlicks Tochter Barbara van der Velde zu begrüßen. Heinrich Parthey hat später in Berlin mit der bekannten Schriftstellerin und Mathematikerin Helga Bunke geb. Königsdorf gemeinsam gelebt, die mit wunderbaren poetischen Erzählungen in die deutsche Literaturgeschichte eingegangen ist. So konnten wir in Berlin unsere Freundschaft weiter pflegen. Beide haben uns auch in unserem Büdner- und Fischerkaten in Born auf dem Darss besucht. Ich erinnere mich, dass bei der Ankunft der selbstbewusste Philosoph Heinrich am Steuer von Helgas Auto saß und dass Helga vor Aufregung zitterte, weil Heinrich einem entgegen kommenden Fahrzeug den Seitenspiegel abgerissen hatte. Als Heinrich später eine Datscha in Petershagen bei Berlin baute, haben wir mit gerodet und an vielen von Heinrichs Umpflanzaktionen teilgenommen. In besonders böser Erinnerung habe ich einen Tulpenbaum, der mehrfach von Grundstück zu Grundstück umgesetzt wurde, und dabei mein Kreuz lädiert hat. Ich glaube, dieser Tulpenbaum ist auch Thema von einer von Königsdorfs bekanntesten Erzählungen geworden. Wir

machen nun einen Sprung zurück in die späten 60er Jahre. Meine erste „Westreise“ fiel in das Jahr 1967, ich konnte den schon erwähnten ICPIG- Kongress über Plasmaphysik in Wien besuchen, wo ich stolz meine neue Theorie der Bindungszustände in Plasmen präsentierte.

Nach meiner Habilitation 1968 spielte ich mit dem Gedanken, nach Leipzig an ein Akademieinstitut für Statistische Physik zu gehen und mich ganz der Forschung zu widmen und auch in der Hoffnung, dort eher eine Wohnung für unsere kleine Familie mit den Kindern Thomas und Dagmar zu bekommen, denn wir wohnten immer noch in einer Teilwohnung in der Schröderstrasse. Aber nachdem ich meine Absicht verkündet hatte, ging es dann sehr schnell, wir bekamen eine Neubauwohnung im Stadtteil Lütten Klein, konnten ein gebrauchtes Auto Marke Trabant kaufen und ich wurde schon Anfang 1979 zum Dozenten für Theoretische Physik berufen. Die Berufung zum Professor erfolgte auch schnell im Herbst 1970, da war ich allerdings schon auf dem Wege zu einem weiteren Studienaufenthalt in Moskau. Bei diesem Aufenthalt entwickelte sich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit Klimontovich über quantenkinetische Gleichungen. Wir besuchten gemeinsam viele Seminare in Moskau und hörten auch einen faszinierenden Vortrag von Professor Ilya Prigogine im Institut von Prof. Pjotr Kapitza, der das Seminar leitete. Ich sehe noch vor mir, dass Kapitza in einem riesigen Sessel sitzend, nach der Begrüßung des Redners sofort einschief und erst zur Diskussion wieder erwachte. Prigogines Vortrag war eine Moskauer Sternstunde. Um mich herum murmelten Experten für nichtlineare Dynamik, das Meiste wäre ja in Russland gut bekannt, aber die Sicht wäre neu und hoch interessant. Das neue Gebiet der „Nichtlinearen Dynamik und Dissipativen Strukturen“ fand auch ich faszinierend, besonders nachdem ich an den anschließenden Diskussionen zwischen Prigogine, Klimontovich und Zhabotinsky teilnehmen durfte. Die Persönlichkeit von Ilya Prigogine, der in Moskau geboren worden war, in Berlin die Schule besucht hatte und eine eindrucksvolle Karriere in Belgien gemacht hatte, beeindruckte mich sehr und ich bin stolz darauf, daß er mich später wie einen guten Freund behandelt hat. Anatoli Zhabotinsky, den nach dem Seminar auch traf, hatte schon wegweisende Experimente zur chemischen Strukturbildung durchgeführt, die Prigogine zitierte. Anatoli besuchte uns dann mehrfach in Rostock und Berlin und wurde auch ein guter Freund. Das vorgestellte neue Gebiet der Selbstorganisation bei nichtlinearen Prozessen faszinierte mich sehr. Als typischer „Grenzgänger“ hatte ich offenbar Probleme damit, zu lange auf meinem bisherigen Gebiet, der klassischen und Quantenstatistik von Elektrolyten und Plasmen zu bleiben. Als noch Neuling auf dem Gebiet Selbstorganisation studierte ich erst mal die Arbeiten, die Prigogine für Klimontovich mitgebracht hatte und arbeitete dann eine Vorlesungsreihe aus, die ich erst mit großer Resonanz in

Rostock und anschließend auf Einladung an den Universitäten in Torun in Polen und in Riga in Lettland bei längeren Gastprofessuren präsentierte. Im Jahre 1976 kam dann mein erstes Buch dazu heraus, ein kleiner orange- farbener Band, der bei Teubner in Leipzig erschien, wie auch in einer Teilaufgabe bei Teubner in Stuttgart und bald in russischer Übersetzung bei Mir in Moskau. Mein ganzer Stolz war, dass ein damals recht berühmter Wissenschaftler Rolf Landauer, der ein Kritiker der Ideen von Prigogine war, das Buch lobte, „a nice little book“ in dem das Richtige herausgearbeitet und das Problematische kritisch diskutiert wird. Unsere neuen Beiträge zu diesem Gebiet, die wir mit Schimansky, Feistel, Engel, Malchow, Mahnke und Sonntag erarbeiteten, lagen besonders auf dem Gebiet der stochastischen Effekte bei oszillierenden und bistabilen Reaktionen, etwas später auch bei Modellen von Evolutionsprozessen.

Übrigens erschien 1976 noch ein zweites Werk, das „rote Buch“. Darin präsentierten wir nach einer intensiven, fast kongenial zu nennenden Zusammenarbeit mit Dietrich Kremp und Wolf Kraeft alle soweit erzielten Resultate zur Quantenstatistik erstmalig in englischer Sprache. Dieses Buch enthielt wichtige neue Resultate und stieß weithin auf Interesse. Das Autorentrio Ebeling– Kraeft- Kremp bekam die Einladung zu einem Hauptvortrag auf einer großen Plasma – Konferenz, der ICPIG – 1986 in Berlin. Damit wurden die Resultate auch in der Welt bekannt, brachte mir auch eine Einladung von Prof. Skowronek, Leiter eines Laboratoriums an der Universität Paris VI ein. Das Buch wurde auch sofort ins Russische übersetzt. Seitdem wurden unsere Buchpublikationen in Rostock nur noch nach Farben klassifiziert, 1984 kam ein „grünes Buch“ über Quantenstatistik dazu und in den 80ern ein „braunes“ Buch mit Klimontovich und ein „graues“ Buch mit dem experimentell arbeitenden exzellenten russischen Physiker und später gutem Freund Evgeni Fortov. Ein weiteres wichtiges Ereignis im Jahre 1976 war, dass Ilya Prigogine den Hauptvortrag auf der Leopoldina – Tagung in Halle hielt. Kaum jemand konnte dem Vortragenden folgen, aber ich war gut vorbereitet und formulierte eine Frage, so dass mich der damalige Präsident Bethge einlud, am Abendessen mit dem Ehrengast teilzunehmen. So konnte ich die Gelegenheit nutzen, ihm mein noch druckfrisches „orangenes Buch“ zu überreichen. Prof. Prigogine erinnerte sich an das Treffen in Moskau und war sehr erfreut, dass seine Ideen auch in Ostdeutschland Resonanz fanden. Er lud mich sofort und blanko zu einem längeren Studienaufenthalt nach Brüssel ein, den ich 1977 – 78 realisieren konnte.

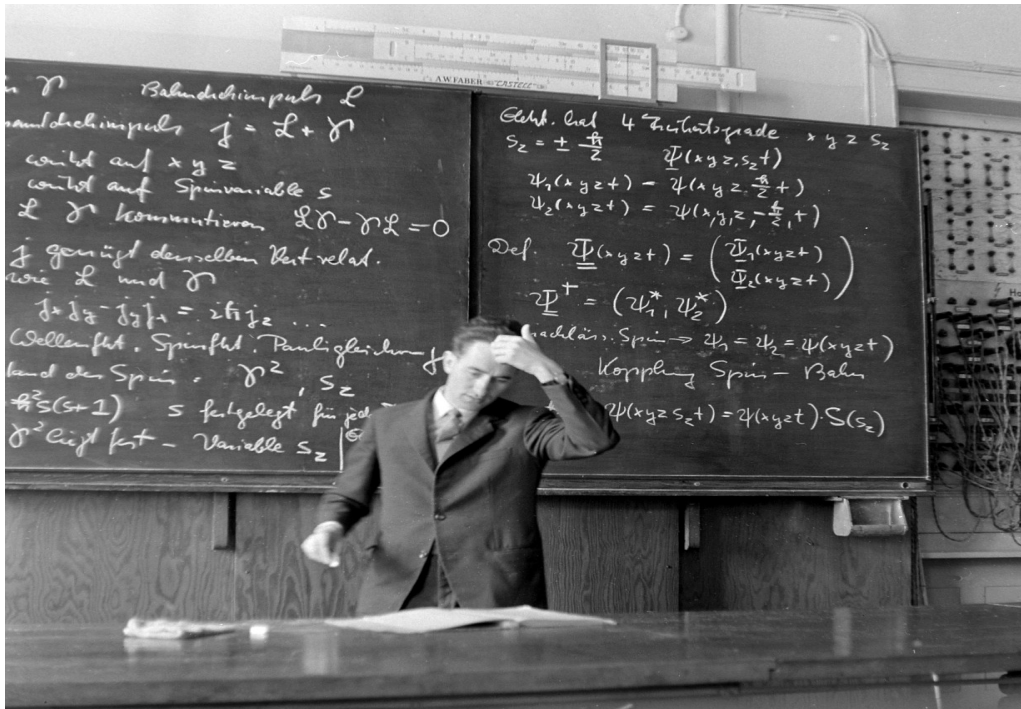


Abb.6 Der Autor bei einer Vorlesung vor Studenten im Rostocker Physikhörsaal.

Was uns in Rostock besonders faszinierte war das Projekt, ausgehend von einer Theorie der Selbstorganisation eine allgemeine Theorie von Evolutionsprozesse zu erarbeiten. In einer intensiven Korrespondenz mit dem hervorragendsten unter meinen Rostocker Schülern Rainer Feistel, der Ende der 70er bei Yuri Romanosvky in Moskau arbeitete, und aus dessen Schule viele Ideen übernahm, entwarfen wir eine „Physik der Selbstorganisation und Evolution“, die 1982 als Buch erschien.

Die Universität Rostock schätzte meine Arbeit sehr, ich hatte auch ein große fakultätsübergreifende Vorlesung über Strukturbildung in Physik, Chemie und Biologie angeboten, und da mir auch ein Nationalpreis der DDR verliehen wurde, boten sich mir alle Möglichkeiten. Auch die erwähnte Einladung von Prof. Skowronek, die Resultate des roten Buches an der Universität Paris VI vorzutragen, wurde mir genehmigt. Ein gerade abgeschlossenes Kulturabkommen zwischen Frankreich und der DDR bot dafür gute Bedingungen. Der 3 - monatige Aufenthalt in Paris war für mich „ein Fest fürs Leben“, so wie es schon Hemingway für einen seiner jungen Helden beschrieben hat. Ich besuchte früh am Morgen die Sprachschule Alliance Francaise, eine um 1880 gegründete Vereinigung mit dem Ziel der Verbreitung der französischen Sprache und Kultur, hielt dann meine Vorlesung im Labor

in Englisch und diskutierte mit den Kollegen. Am Wochenende unternahm ich mit der Alliance wunderbare Busreisen durch das ganze Land, von den Chateaux de la Loire zur Kathedrale von Reims und dem Mont Saint Michel an der Kanalküste. Ebenso unvergesslich war, dass ich 1979 einer Einladung nach Mexico folgen konnte, die einer meiner Doktoranden aus Torun Miguel Angel Jimenez Montano, inzwischen Forschungsleiter in Xalapa bei Vera Cruz aus seinem Forschungsbudget finanzierte. Miguel Angel war ein sehr fähiger Wissenschaftler und eine interessante Persönlichkeit. Er war mit Frau und 2 Kindern aus Mexico nach Polen gekommen, um mit Professor Roman Ingarden über Entropie und Information zu arbeiten. Er hatte ein feuriges mexikanisches Temperament und sprühte von Ideen, die er aber nicht zu Papier bringen konnte. Ich half ihm, während eines längeren Aufenthaltes in Torun, seine Ideen zu gliedern und in die Form einer Dissertation zu bringen. Ich war damals sozusagen in einer Hochphase, arbeitete ohne Pause und reiste viel. Durch Erfolge ermutigt, stellte ich den Antrag auf einen Besuch von Prigogine in Brüssel und auf Genehmigung einer Tagung mit internationaler Beteiligung in Rostock. Dass sich Rostock inzwischen weiter national und international geöffnet hatte, ist wohl Pastor Joachim Gauck zu verdanken, der etwas später auch einen Teil des gesamtdeutschen Evangelischen Kirchentages unter dem Motto „Gottes Wege führen weiter“ in Rostock organisierte. Der erwies sich als geschickter Organisator und durfte dann dem Vernehmen nach dann auch seine Familie in Hamburg besuchen. Ich war weniger geschickt bei der Organisation einer schönen kleinen Rostocker Tagung über „Irreversible Prozesse und Strukturbildung“ mit nur sechs Gästen aus dem Westen, darunter zwei Mitarbeitern von Prigogine und meinem langjährigen Freund Manuel Velarde aus Madrid. Ich wurde später und schon in Berlin aus nicht genau bekannten Gründen für mehr als 5 Jahre von 1980 - 1985 für alle Westreisen gesperrt. Warum, ist mir in der DDR – Zeit nie genau erklärt worden. Nach der Wende sagte ein Vertreter des Senators nur soviel, dass mir bei der Organisation der internationalen Tagung schwerwiegende Fehler unterlaufen wären. Vor der Wende wurde mir stets vorgeworfen, ich hätte zu wenig mit der Behörde kooperiert, nach der Wende hieß es, ich hätte zu viel kooperiert. Auf jeden Fall hatte diese Tagung einschneidende Folgen für mich. Erst nach mehr als fünf Jahren konnte ich ab 1985 wieder Einladungen folgen durfte. Nach 1990 zeigte sich dann, dass auch die neuen Behörden viel geheimdienstliches Wissen übernommen hatte und mehr wussten als ich. Noch im Jahre 1992, als ich auf die Wiederberufung auf meinen

Lehrstuhl an der Humboldt – Universität warten musste, bezog sich der Stellvertreter des Senators für Wissenschaft auf bei einem Gespräch zu Gründen der (Nicht-) Berufung auf die Rostocker Tagung. Die Tagung in Rostock war also für mich ein Grenzgang zwischen Skylla und Charybdis, ich war einem der sechs gefräßigen Köpfe von Skylla mit einer dreifachen Reihe Zähne in jedem Maul, der jeden biss, der in die Nähe kam, zu nahe gekommen und wurde nach der Logik der Geschichte bestraft. Seitdem bewundere ich das Geschick des Organisators des Rostocker Kirchentages, der anschließend von Ost und West gelobt und noch mit einem Auto belohnt wurde. Dagegen ging es mir viele Jahre lang wie dem biblischen Josef, dem Sohn Jacobs, der von seinen Brüdern nach Ägypten verkauft wurde, bis er vom Pharao auf einen wichtigen Posten erhoben wurde. Ich wurde nach meiner Organisation einer Tagung für meinen Hochmut dadurch bestraft, dass ich viele Jahre nur noch zu den Freunden ins sozialistische Ausland reisen durfte. Diese Entscheidung fiel aber wie gesagt, erst im Nachtrag in Berlin, denn die Rostocker gingen milder mit meinen „Verfehlungen“ um, sie kritisierten meine Arbeit nicht sondern genehmigten mir sogar noch 1979 einen wunderbaren Studienaufenthalt in Xalapa im Staat Vera Cruz, wo mein Schüler und Freund noch aus der Torun – Zeit, Miguel Angel Jimenez an inzwischen eine Forschungsgruppe aufgebaut hatte. In Xalapa, das einige 100 Meter höher als Vera Cruz liegt und ein angenehmeres Klima hat, gibt es ein Museo Antropologica mit einer Freiluft - Ausstellung unglaublich eindrucksvoller gewaltiger steinerner Köpfe von Olmeken. Wir forschten im Institut über Bioinformatik, speziell über die Struktur und Grammatik von Biosequenzen und besichtigten an den Wochenenden die großartigen Pyramiden in El Tajin, Teotihuacan und Cholula. Ich werde meinem mexikanischen Freund Miguel Jimenez Montano immer dankbar für diese Erlebnisse sein. Nach meiner Rückkehr veranstalteten wir unter Leitung von Dietrich Kremp, inzwischen als Professor nach Güstrow berufen und Wolf Kraeft, inzwischen auf eine Professur nach Greifswald berufen, ein Workshop zur Physik nichtidealer Plasmen, das dann eine lange Tradition mit internationalen Fortsetzungen entwickelte. Aber nun ist es wohl Zeit, zu erzählen, warum ich eine Berufung nach auswärts, an die Humboldt – Universität Berlin, annahm und damit ein wesentlicher Teil unserer Forschungsgruppe im Jahre 1979 nach Berlin umzog.

#### **4. Kapitel . Als Nachfolger von Max Planck auf dem Lehrstuhl Statistische Thermodynamik der Humboldt - Universität Berlin**

Die Berufung an die Humboldt -Universität, wo so viele von mir hoch verehrte Physiker gewirkt hatten, an erster Stelle sind auf meinem Gebiet Clausius, Helmholtz, Kirchhoff, Planck, Nernst und Einstein zu nennen, war ein wichtiger Schritt auf meiner Laufbahn. In gewissem Sinne war diese Berufung die Krönung meiner Laufbahn als Hochschullehrer, in anderer Hinsicht war es der erste Schritt in die zweite Lebenshälfte verbunden auch mit großen Problemen, Schwierigkeiten und auch mit einem zeitweiligen Abstieg. Es fällt mir nicht leicht, die Entscheidung für den Wechsel nach Berlin heute nachzuvollziehen, hatte doch die von mir in Rostock aufgebaute Gruppe schon sehr viel erreicht und ich hatte mit Rainer Feistel und den anderen jungen Mitstreitern schon überaus begabte Schüler gefunden, die mal in meine Fußstapfen treten konnten. Es war eine kollektive Entscheidung der Gruppe, das Angebot der Humboldt Universität anzunehmen. Vielleicht wird es dem Leser aber so gehen wie meinem polnischen Freund Jan Popielawski aus Warschau, der nach einem langen Bierabend, an dem ich ihm alle meine Gründe darlegt, nur trocken bemerkte „typical midlife crisis“, denn ich war gerade erst in die 40er eingetreten. Es lag mir, wie gesagt, ein durchaus verlockendes Angebot vor, an der Humboldt – Universität einen neuen Bereich 04 für theoretische Biophysik aufzubauen. Die Nummer „04“ war vom damaligen langjährigen Direktor Prof. Rolf Enderlein jahrelang frei gehalten worden, um sich den Traum einer „eigenen Biophysik“ zu erfüllen. Ich lehnte das erst ab, ich war ja kein Biophysiker, ließ mich aber auf den Kompromiss ein, einen Bereich „Statistische Thermodynamik und Theoretische Biophysik“ aufzubauen mit einem Lehrstuhl „Statistische Physik“, der für mich und einer Dozentur „Theoretische Biophysik“, die für Rainer Feistel vorgesehen war. Einer der Gründe für meine Zusage war, dass ich das Gefühl hatte, in Rostock auf einem stark interdisziplinär orientierten Felde fachlich nicht mehr viel weiter kommen zu können. Ich hätte wäre wohl mit einiger Sicherheit auf der Hierarchie der Leitungsfunktionen noch höher geklettert, aber das reizte mich nicht, das hätte auch nur neue Probleme bereitet. Inzwischen wieder an die Küste zurückgekehrt, muss sich sagen, dass ich die Entscheidung in summa summarum nicht bereue, obwohl mir einige der Berliner Kollegen und Vorgesetzten das Leben nicht leicht gemacht haben. In Berlin herrschte ein rauer Wind und auch viel Duckmäusertum und Karrierismus. Einen ersten Dämpfer erhielt ich, als ich sozusagen als Vorstellung des „Neuen“ gebeten wurde, auf der Vollversammlung

der Sektion, ein Referat zur allgemeinen politischen Lage zu übernehmen. Solche Aufgaben war ich von Rostock her durchaus gewohnt, meine Referate waren ziemlich beliebt, weil ich weitgehend frei auf der Grundlage von wenigen Notizen sprach, die zum Teil aus aufgeklebten Zeitungsschnipseln bestanden, die ich frei kommentierte. Meine Frau, die als Einzige die Schnipsel-Manuskripte kannte, hielt meine Vortragstechnik für Seiltanzen. In Berlin musste ich der Sektions- und Parteileitung eine ausformulierte Fassung des Vortrages Wochen vorher einreichen, die mehrfach mit zum Teil wenig intelligenten Kommentaren zur Überarbeitung zurückkamen. Das Berliner Klima war rau und sehr dogmatisch, es gab kein Vertrauen und das lag mir überhaupt nicht und meinen Mitstreitern noch weniger. Nach Berlin waren zunächst Harald Engel, Horst Malchow und Lutz Schimanski-Geier mitgegangen. Sie kamen mit den Berliner Verhältnissen besser als ich zurecht und haben sich abwechselnd als geschäftsführende Oberassistenten bewährt und mir viel Unangenehmes und Belastendes vom Leibe gehalten. Ich habe ihnen blind vertraut und bin Ihnen heute noch unendlich dankbar, ohne sie hätte ich es wohl kaum geschafft, im Berliner Umfeld zu überleben. Jeder von Ihnen hat auch auf der Brücke des kleinen Schiffs gestanden wenn ich mal auf Reisen war, oder später auch mal „abtauchte“, und hat das kleine hanseatische Schiff selbständig sicher bis zum nächsten Hafen gesteuert. Jeder von ihnen hat verdienstermaßen Karriere gemacht, Lutz hat an der Humboldt Universität als Professor für Stochastik und nichtlineare Dynamik eine neue Tradition aufgebaut, Harald hat als Professor an der Technischen Universität die Richtung irreversible Prozesse und Strukturbildung aufgebaut und Horst hat an der Universität Osnabrück als Professor für Theoretische Ökologie auch eine neue Richtung entwickelt. Aber das kam ja alles erst später, in den frühen 80ern waren Lutz, Horst und Harald, als Assistenten, unterstützt durch den aus Rostock nachkommenden Waldemar Richert, und dann durch Rainer Feistel als Dozenten noch wie das mächtige Häuflein der russischen Komponisten im 19. Jahrhundert. Sie waren der feste Kern der Gruppe, der allen Widrigkeiten trotzte, sie waren wie eine Bastion um mich herum, die alle Verwaltungs- und Lehraufgaben absicherte. Hinzu kam die aus Rostocker wechselnde Aspirantin Ingrid Hartmann und die Berliner Forschungsstudentinnen Ulrike Feudel und Andrea Scharnhorst. Von der Moskauer Universität kam wichtige Verstärkung mit dem Absolventen des Lehrstuhls von Prof. Ilya Lifshits, Andreas Förster. Etwas später kam Thomas Nattermann, der auf eigenen Wunsch aus Halle als



Oberassistent zu uns stieß. Er war ein überaus tüchtiger Experte in der Theorie der Phasenübergänge, ein Gebiet, auf dem wir nicht so beschlagen waren. Was ich nicht wusste, vielleicht auch nicht wissen wollte war, dass er mit einem Kopf des Widerstandes gegen das DDR – Regime Bärbel Bohley befreundet war und bei ihr auf dem Sofa übernachtete. Vermutlich wusste er wohl von ihren Aktivitäten mehr, als er je zugab. Thomas Nattermann stellte einige Jahre später einen Ausreiseantrag, der mich vor manche Probleme stellte. Die Vorgesetzten forderten Erklärungen und fragten, warum ich so einen „Kader“ ausgewählt und berufen hätte, ich hätte doch seine politischen Ansichten kennen müssen. Mein Argument, Nattermann wäre doch ein brillanter Wissenschaftler, leuchtete den leitenden Organen nicht sehr ein. Nach der Wende bescheinigte Thomas Nattermann uns auch ganz offiziell gegenüber der neuen Macht, dass er in unserer Gruppe äußerst anständig behandelt worden und weitgehend abgeschirmt worden wäre. Mit anderen Worten hieß das, er hat ungestört arbeiten können und seine politische Haltung ist den leitenden Stellen an der Universität bis zu seinem Antrag auf Ausreise weitgehend unbekannt geblieben. Wie schon gesagt, das Prinzip „handele im Rahmen der Bedingungen immer anständig“, stammte von meiner Mutter und es gab offenbar niemanden in der Gruppe, der es verletzte, wie übrigens auch die Öffnung der geheimen Akten nach der Wende auswies. Es dauerte Jahre, bevor Thomas Nattermann ausreisen durfte, was ich der Obrigkeit sagen konnte, besprachen wir vertraulich bei Spaziergängen. Dass er nach der Übersiedlung schnell ordentlicher Professor in Köln wurde, stellte meine Glaubwürdigkeit etwas in Frage. Inzwischen war ich aber trotz eines gewissen Misstrauens von Seiten meiner unmittelbaren Vorgesetzten in der Sektion vorangekommen. Im Jahre 1982 veranstalteten wir eine größere internationale Tagung unserer Tagungs-Reihe Irreversible Prozesse und Selbstorganisation (IPSO-II) in Berlin, die auch von Ilya Prigogine (Brüssel), Michael Wolkenstein (Moskau) und Peter Schuster (Wien) besucht wurde. Besonders der Auftritt des Nobelpreisträgers Prigogine erregte großes Interesse in der Öffentlichkeit, ich erinnere mich, dass jüngere Philosophen über die Museums-Zäune kletterten, um seinen Vortrag zu hören, der in einem Raum direkt hinter dem Pergamonaltar stattfand. Ach sein etwa einstündiges Interview über „Zeit“ mit dem Rundfunk, das er spontan ohne irgendeine Vorbereitung gab, erregte öffentliches Aufsehen, weil er wie ein Magier so exotische Themen wie die Lehre des tanzenden Gottes Shiwa behandelte. In kleinerer Runde diskutierte er dann mit Michael Volkenstein Themen aus

der chinesischen Philosophie und der afrikanischen Kunst. Solche Diskussionen waren für Ostberlin schon recht ungewöhnlich aber reizvoll. Die nächste Tagung IPSO III. fand dann mit Unterstützung von Heinz Ulbricht 1984 in Kühlungsborn bei Rostock statt, einer der prominentesten Teilnehmer war der weltbekannte Physiker und Astrophysiker Yakov Zeldovich aus Moskau. Er war eine faszinierende Persönlichkeit und hatte auch auf vielen Gebieten der Physik Pionierleistungen erbracht. Da dazu wohl auch Beiträge zum Atombomben – Projekt gehörten, hatte er soweit die UdSSR nicht verlassen können und war dankbar für diese Gelegenheit zu reisen. Der Leser hat sicher schon meine Liebe zum Anekdotischen bemerkt. Zeldovich hatte meine Einladung gar nicht beantwortet und so war ich etwas erstaunt, als mir meine Frau am Telefon sagte, ein berühmter vielfacher Staats-Preisträger der UdSSR würde auf einer Bank in Schönefeld sitzen und wolle abgeholt werden. Ich konnte nur vorschlagen er möge sich in den folgenden durchgehenden Zug Schönefeld – Rostock setzen, dort würde ich ihn 4 Uhr früh erwarten. Er überschüttete mich erst mal mit Vorwürfen, er hätte doch vor dem Abflug, Freitag Mittag noch in einem Telegramm, die Abholung mit einem Auto der Akademie, gewünscht. Als ich dann sagte: „Yakob Borissovich, bei uns sind in der Akademie ab Freitag Mittag keine Beamten mehr im Dienst, ist das in Moskau anders?“. Da musste er Lachen, hatte Verständnis und war nach einem Frühstück versöhnt.

Zur Kühlungsborner Tagung erschien dann auch ein Konferenzband beim Springer-Verlag, was wohl im Ministerium nur durchging weil Prof. Ulbricht inzwischen Prorektor in Rostock war. Ich habe 1984 auch die traditionsreiche Humboldt – Vorlesung zum 175. Jahrestag der Gründung der Universität halten dürfen. Auf der gedruckten Einladung zu der Vorlesung über das Wirken von Kirchhoff, Helmholtz, Planck und Nernst war übrigens mein Name noch falsch geschrieben worden, ich war noch ein (in Berlin unbekannter) Prof. Dr. Eberling! Der Grad der Bekanntheit wuchs aber dann etwas, als ich erst zum Prodekan und dann zum Dekan der Naturwissenschaftlichen Fakultät gewählt worden war. Wir erhielten dann auch eine schöne Wohnung im Nikolai-Viertel und unsere Gäste waren beeindruckt, wenn wir erzählten, dass an dieser Stelle Lessing und Mendelssohn gearbeitet hatten. Meine Tätigkeit als Dekan hat mir viel Spaß gemacht. Sie bestand hauptsächlich darin, die Promotionen und Habilitationen an der Fakultät zu betreuen und zu organisieren sowie die anstehenden Berufungen zu bewerten und noch viele kleinere Fragen zu diskutieren.

Dabei habe ich auch viele Wissenschaftler anderer Fachrichtungen wie etwa den Psychologen Friedhart Klix näher kennen gelernt und im interdisziplinären Gespräch viel gelernt. Da die Fakultät sich auf meine Anregung hin mit ihrer Vorgeschichte in Berlin näher befassen wollte, entwickelte sich eine gute Zusammenarbeit mit dem Physiker – Historiker Dieter Hoffmann. Aus dessen Vorträgen vor der Fakultät entwickelte sich eine enge Zusammenarbeit, zu der ich auch interessierte Studenten wie Johannes Orphal heranzog, der ganz neue Quellen zu Clausius fand. Die freundschaftliche Verbindung zu Dieter Hoffmann hat bis heute Bestand gehabt und aus ihr sind viele Beiträge zur Geschichte der Thermodynamik in Berlin und auch zum Werk von Max Planck hervorgegangen. Ich habe über diese Arbeiten nicht nur vor der Physikalischen Gesellschaft der DDR, sondern später auch vor der wiedervereinigten Deutschen Physikalischen Gesellschaft vortragen dürfen, worauf ich stolz bin. Was mich immer immer besonders fasziniert hat, war die Motivation und die gedankliche Vorbereitung großer Entdeckungen, was ich vom Historiker lernen konnte war, dass ein genaues Quellenstudium ebenso wichtig ist, aber das war nicht meine Stärke

Meine Reisetätigkeit hatte sich zunächst wegen einer Art von Sperre auf die sozialistischen Länder beschränkt, ich war besonders häufig in Polen, in Ungarn und in der Sowjetunion. Im Jahre 1984 war ich für mehrere Monate auch am Vereinigten Institut für Kernforschung in Dubna, wo ich Nikolai N. Bogoljubov und seinen Sohn traf, sowie auch die Professoren Shirkov, Plakida, Fedyanin und andere. Ich machte auch Besuche in Moskau und Novosibirsk. Mit Yuri Klimontovich diskutierten wir seine neue Theorie der Turbulenz und wir entwarfen ein kleines Werk dazu, das „braune Buch“. Die zentrale, übrigens von Klimontovich stammende Idee, bestand darin, dass Turbulenz ein vergleichsweise geordneter Zustand sei und eine Form der Selbstorganisation. Das löste übrigens heftige Kontroversen aus und wurde zwar von Prigogine unterstützt, aber von den recht konservativen Turbulenzforschern, etwa in Novosibirsk und auch auch in der DDR heftig abgelehnt. Ich bin aber heute noch fest davon überzeugt, das diese These richtig war und ist und sich durchsetzen wird.

Meine erste „Westreise“ war dann wieder im Juli 1985 möglich zum Internationalen Zentrum für Theoretische Physik in Triest. Ich hatte in Budapest die ICPIG – Tagung über ionisierte Gase besucht und erhielt die Genehmigung, mit der Bahn über Kroatien an des in Miramare bei Triest kurz hinter der kroatischen Grenze weiterzureisen, wohin ich zu

Vorlesungen über Quantenstatistik von Coulomb-Systemen in einer Sommerschule eingeladen worden war. Zurück flog ich mit der Interflug von Rom aus und machte nach Rom per Bahn einen Umweg über Venedig und Florenz, so lernte ich diese ewigen Städte etwas kennen. Damit war der Bann offenbar gebrochen. Ich bin 1986 fünfzig Jahre alt geworden und hatte in gewissem Sinne fachlich einen Höhepunkt erreicht. Ich wurde 1986 auch zu Gastvorlesungen an der Universität Minneapolis eingeladen. Wie in Paris hielt ich auch eine Spezialvorlesung zum Thema des „Roten Buches“, der „Quantenstatistik von Coulomb – Systemen“. Ich hatte einen kleinen Hörerkreis, die besten Studenten kamen aus China. Der dreimonatige Aufenthalt wurde von Erwin Marquit betreut, der vorher in Berlin den Austausch von Professoren beider Universitäten begonnen hatte und uns den ersten Computer, einen IBM, mitbrachte. Von Minnesota aus lernte ich die USA etwas kennen und die sehr gastfreundlichen Erwin und Doris Marquit führten mich nicht nur in das Leben in der Stadt und an der Universität ein sondern zeigten mir auch die Schönheiten von Minnesota, so reisten wir auch bis zum Ursprung des Mississippi im Itasca - See. Ich besuchte auch eine Gordon-Conference über „Pattern Recognition“ in New Hampshire.

Ende Juni 1986 kehrte ich dann über Mailand nach Berlin zurück flog aber schon im August wieder zu einer großen Konferenz in Boston. Mein wissenschaftliches Gebiet ist die Statistische Physik und Thermodynamik, die auch eine extra Abteilung der Internationalen Organisation der Physiker, der IUPAP bildet. Auf dem Kongress 1986 in Boston hatte ich einen eingeladenen Hauptvortrag, das war schon ein großer Erfolg unserer Arbeiten in Rostock und Berlin zu Coulombsystemen und für uns auch eine große Ehre. Ich denke, dass ich die Einladung den Mitorganisatoren Rolf Landauer und Eugene Stanley verdanke, die ich auf der Budapester Tagung kennengelernt hatte. Auch im folgenden Jahr 1987 hatten wir wieder einen eingeladenen Hauptvortrag, diesmal auf Einladung der IUPAP Plasma Sektion zur „Conference on Ionized Gases“ in Swansea in Wales. Das ereignisreiche Jahr 1989 begann mit unserer 4. Tagung zu Irreversiblen Prozessen und Selbstorganisation (IPSO-IV), die von Prof. Heinz Ulbricht, inzwischen Prorektor, in Rostock mit meiner Unterstützung ausgerichtet worden war. Sie wurde auch von den bekannten Bioinformatikern Michael Conrad aus Detroit und Michael W. Volkenstein aus Moskau besucht. Zum 200. Jahrestag der Revolution durfte ich dann einen eingeladenen Vortrag auf der Conference „Inside the Sun“ in

Versailles halten und bei der Gelegenheit auch erstmals (ohne Zwischenstopp) durch die BRD hindurchreisen. Im Juli 1989 besuchte ich unsere Partner-Universität Sao Paulo und die Statphys-17 in Rio de Janeiro, Brasilien. Das alles zusammengenommen war neben der Lehrtätigkeit und sonstigen Aufgaben natürlich reiner Stress und ich hatte wenig Zeit für neue Forschungsthemen.

## **5. Kapitel. Das Ende des realen Sozialismus, deckt seine Asche einen Phönix?**

Die von mir aufgezählten Konferenzbesuche zeigen, dass es Ende der 80er keine besonderen Beschränkungen meiner Reisetätigkeit mehr gab. So konnte ich mehrfach im westlichen Ausland vortragen und viele Kollegen persönlich kennenlernen. Wie schon angedeutet, bilde ich mir ein, wissen kann ich es ja nicht, dass zu Hause der große alte Mann der DDR – Physik Robert Rompe seine Hände schützend über mich gehalten hatte. Der hat meine Arbeitsweise wohl einfach gemocht, meine Leistungen geschätzt und mich protegiert, so machte er mich zu Mitherausgeber der von Ostwald begründeten traditionsreichen „Zeitschrift für physikalische Chemie“. Er förderte er auch meine frühe Aufnahme als korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften der DDR schon 1977, leider hat er aber auch nicht erreicht, dass ich ordentliches Mitglied (mit Salär) wurde. Nach meinem Vortrag über „Selbstorganisation“ im Plenum der Akademie sagte der Sekretär der Klasse Hannes Preuschof, der aus Rostock stammte und mich schätzte, zu mir: „Werner, die Akademiemitglieder lieben straffe Organisation und haben großes Misstrauen gegen jede Art von Selbstorganisation und wissen besser, was Turbulenz ist. Du solltest hier lieber nur über solide Resultate zu Plasmen und Elektrolyten vortragen“. Er hatte wohl Recht. Da immer irgendein wichtiger Institutsdirektor vor mir an der Reihe war, wurde meine Wahl zum ordentlichen Mitglied 12 Jahre zurückgestellt, bis die DDR im Sommer 1989 vor dem Zusammenbruch stand, alle Direktoren schon abgewählt wurden und es keine Stimmen mehr gegen meine Wahl gab, allerdings wurde die Akademie dann auch schnell ganz aufgelöst und das Salär abgeschafft. Kurioserweise wurde ich dann beim allgemeinen Zusammenbruch der Akademie auf einer Generalversammlung aller Mitglieder und Mitarbeiter als Kandidat für den neuen zu wählenden Präsidenten vorgeschlagen, was ich allerdings umgehend ablehnte, ein so hohes schwieriges Amt lag mir nicht. Übrigens habe ich auch fast gleichzeitig eine Kandidatur für die Wahl zum Rektor der Humboldt – Universität abgelehnt. Das hätte ja

auch ganz andere Fähigkeiten erfordert, wie der Theologe Heinrich Fink, nach der Wahl zum Rektor dann demonstrierte. Vielleicht habe ich aber auch schon geahnt, mit welcher üblen Kübeln von Dreck der erste gewählte Rektor Heinrich Fink dann von der deutschen Presse überschüttet werden würde. Wie in Berlin wurde dann folgerichtig 30 Jahre lang auch an fast allen ostdeutschen Universitäten kein Ostdeutscher mehr zum Rektor gewählt, sondern meist westdeutsche Kandidaten. Die wurden natürlich kaum von der Presse gescholten, schon weil sie alle eine mächtige Lobby und gute Rechtsanwälte hatten. Ich vermute und hoffe, dass es irgendwann mal einen Historiker geben wird, der nach systemimmanenten Gründen fragt, warum es im „befreiten“ östlichen Teil Deutschland 30 Jahre lang kaum Einheimische mehr gab, die Rektor oder Aufsichtsrat oder Sparkassendirektor wurden oder einen anderen leitenden Posten außer in der privaten Wirtschaft besetzten, was für mich leider sehr an Verfahren aus Zeiten der Kolonisierung erinnerte. Von den heutigen Historikern erwarte ich eigentlich mehr unabhängige Stellungnahmen zur jüngeren Vergangenheit, besonders von Kollegen meiner Berliner Universität, und hoffe besonders auf die jüngere Generation. Typisch dafür, wie wenig sich manche neue Kollegen für das Zeitgeschehen interessierten, ist wohl, dass es seit ihrer Übernahme der entscheidenden Ämter 20 Jahre lang keine Liste der seit der Gründung der Humboldt-Universität berufenen Hochschullehrer mehr gab. Allerdings gab es ja wenigstens eine vollständige „Liste der Althistoriker“ und eine „Liste der bekannten Persönlichkeiten der Humboldt – Universität“. Obwohl ich mich darüber ärgere, dass lange Zeit mein Name als Hochschullehrer nur noch in den Rostocker Annalen zu finden war, während mein Wirken in Berlin offiziell fast spurlos geblieben war, tröste ich mich damit, dass auch die ganz Großen wie Johann Gottfried Hegel, Hermann von Helmholtz und Max Planck, die keine Althistoriker waren obwohl sie auch so einiges leisteten, lange Zeit nicht für würdig gehalten wurden, in offiziellen Listen Erwähnung zu finden. Dabei habe ich durchaus ein gewisses Verständnis dafür, dass die neue Schule Leute wie Karl Marx und Friedrich Engels, nicht erwähnen möchte, obwohl ich das für unwissenschaftlich halte. Immerhin wird in der Liste der bekannten Persönlichkeiten der Humboldt – Universität auch Max Planck nicht erwähnt, obwohl unter P. die von mir durchaus geschätzte gute Schauspielerin Christiane Paul aufgenommen wurde. Karl Marx hat es auch hier nicht geschafft, wofür ich volles Verständnis habe, es musste wohl Platz für die Sportlerin Claudia Marx geschaffen werden. Ich freue

mich, dass wenigstens die von mir geschätzten Kollegen aus der Physik Joachim Auth und Karin Herrmann Aufnahme gefunden haben, vermisse aber bedeutende Physiker - Persönlichkeiten wie Robert Rompe und Hans-Joachim Treder. Hoffentlich täuscht mich der erste Eindruck, dass wie aus der DDR gewohnt, der politische Aspekt die Priorität vor der Objektivität bei der Zusammenstellung hatte, gemäß der Losung, die wir in der DDR gelernt hatten „Wahrheit ist, was der herrschenden Klasse nützt“. Wenn ich in den Annalen der Rostocker Universität nachforsche, kann ich Lehrer und Hörer bis ins 15. Jahrhundert zurückverfolgen, sogar politische missliebige Leute wie Pascual Jordan, der ein großer Physiker mit kruden politischen Ansichten war, wird Gerechtigkeit erwiesen. So wird Fontane Recht gegeben, historisch relevant ist, wie es gewesen ist. In Wikipedia lese ich, dass ein neu berufener Direktor eines historischen Institutes der Humboldt – Universität „mit massiven Anfeindungen der „alten Kader“ zu tun hatte, bevor er die Angleichung an westdeutsche und internationale Standards der historischen Lehre durchgesetzt“ habe. Der Leser entschuldige bitte mein Ironie, das Streben nach „Angleichung“ halte ich für den größten Fehler, der nach dem welthistorischen Ereignis der Wiedervereinigung gemacht wurde, die nach meinem Verständnis im Widerspruch zum Geiste der Verfassung der Bundesrepublik zum „Anschluss“ gemacht wurde, wobei das Ereignis nicht mehr welthistorisch war, sondern auf die Größe des Saarlandes schrumpfte. Ich entschuldige mich noch einmal für eine zugegebene Bitterkeit eines unmittelbar Beteiligten !

Im zweiten Teil dieses Kapitels möchte ich die sogenannte „Wende“ in der DDR und den „Anschluss“ an die BRD aus persönlicher Sicht etwas aufarbeiten. Ich möchte durchaus den Anspruch erheben, dass unsere Gruppe Selbstorganisation an der Humboldt – Universität, im Jahrzehnt vorher, einige der theoretischen Auffassungen entwickelt und verbreitet hat, die im internationalen Maßstab die Wende unterstützt haben haben. Diesen Anspruch haben wir schon 2016 in unserem Buch „Beiträge zur Geschichte der Synergetik“ vorgebracht (Haken, Plath, Ebeling, Romanovsky, 2016). Um jedes Mißverständnis von vornherein auszuschließen, wir haben in der Sache keine substantiellen Beiträge zu den historischen Ereignissen von 1989/1990 geleistet. Wir glauben allerdings, das unsere Forschungsrichtung, die Wissenschaft von Prozessen der Selbstorganisation einen wichtigen Beitrag zur Ausarbeitung von Ideen geleistet hat, die eine Rolle spielten und Massen motivierten, auf den Straßen zu demonstrieren. In der ehemaligen Sowjetunion sahen zur Wendezeit viele Mitglieder der „Intelligenza“ in

der „Sinergetika“ eine Art neuer Heilslehre. Von Hakens Büchern wurden Millionenaufgaben gedruckt und verschlungen und auch meine bescheidenen Werke in russischer Sprache haben von der Begeisterung profitiert, so dass ich bei vielen Vorträgen, die ich in russischer Sprache hielt, mit viel Sympathie aufgenommen wurde. In der späten DDR waren besonders die von dem Berliner Philosophen Hermann Ley inspirierten „Kühlungsborner Kolloquien“ ein Hort der freien Meinungsäußerung und Selbstorganisation war dort ein Lieblingsthema (ich zitiere ein Buch von Gebhardt, 2012). Nach dem Anschluss ging es wieder „anders rum“. Marx hatte mit seiner These, „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“ vollständig recht, auch in der ehemaligen Sowjetunion wurden bald nicht mehr die Titel „Sinergetika“ gekauft, sondern Titel aus dem Umfeld „Money, Sex, Crime, Business“.

Der Titel einer kleinen „vergleichenden Studie“ von Jürgen Kuczinsky ist „Asche für Phönix“. Ich kannte diesen antifaschistischen jüdischen Wissenschaftler von Weltgeltung von der Akademie der DDR her und mochte seine unkonventionellen immer leidenschaftlich vorgetragenen Ansichten, habe auch eine Widmung in diesem Büchlein. Er ist persönlich auch ein Gegenbeweis für die westdeutsche These vom die DDR beherrschenden Antisemitismus, der immer noch im Westen behauptet wird. Es gab in der DDR viele einflussreiche Wissenschaftler und Politiker jüdischer Herkunft, darunter mehrere Minister und viele Mitglieder des Politbüros. Es gab auch Verfolgungen, aber sie waren in der Regel nicht primär durch Herkunft und Religion bedingt. Einen Kollegen, der auf der These von prinzipiellen Antisemitismus der DDR bestand, habe ich mal gefragt, welche Minister oder einflussreiche Politiker jüdischer Herkunft es in der BRD je gegeben hätte. Er verwies auf umfangreiche Zahlungen an Israel zur Wiedergutmachung. Das Geld wäre ja wichtiger, als ein paar Politiker an die Spitze zu lassen. Mit Geld zu arbeiten ist eine typische Art und Weise der alten BRD gewesen, Unrecht wieder gutzumachen! Ich denke, dass Persönlichkeiten wie Kuczinsky in einflussreichen Positionen, eine ganze Menge Geld aufwiegen. Als es 1989 los ging mit Demonstrationen und Kundgebungen, stand ich erst mal ziemlich an der Seite, hielt als Skeptiker auf Grund so vieler Erfahrungen diesen Aufbruch für chancenlos. Meine Frau Barbara hatte da mehr Instinkt, sie eilte mit einem Hocker bewaffnet zu jeder Kundgebung, ich ging eher selten und nur zu den großen Kundgebungen vor dem Roten Rathaus oder auf dem Alexanderplatz, stand am Rande der ganz großen Demos, ging auch am Wochenende lieber zum Forschen ins Institut. Ich erinnere mich aber an



die Teilnahme an einer spontane Kundgebung der Genossen der Humboldt - Universität und der Berliner Akademie vor dem Zentralkomitee der SED, auf der unter anderen unsere Freundin, Helga Königsdorf sprach und den Rücktritt des Politbüros forderte. So kam es denn auch. Das Politbüro mit Honecker trat wenig später zurück und wählte ein neues mit Egon Krenz als Sekretär.

Warum habe ich mich nicht schon vorher aktiv eingemischt und war auch 1989 eher skeptisch und habe etwas gezögert. Um das zu erklären, zitiere ich aus einem Brief an Herrn Saner, einem Schweizer Juristen, der das ehrgeizige Projekt verfolgt, mit einer internationalen Gruppe von Persönlichkeiten, ein „Studium Generale“ auszuarbeiten: „Lieber Herr Saner ! Entschuldigen Sie bitte, dass ich so lange nichts von mir hören ließ. Ich arbeite an einem spannenden Forschungsprojekt zur Umwelt, zum Seewasser, dass meine ganze Kraft erfordert. Vielleicht ist es mein letztes Projekt, ich bin immerhin 83 Jahre alt und im Land herrscht das Corona-Virus. Heute melde ich mich, weil aus meiner Sicht, Ihr Vorhaben eine Richtung nimmt, die ich nicht so gut finde. Angetreten mit dem Ziel, eine Studium Generale zu entwerfen, habe Sie nun das Ziel anvisiert, eine Theorie eine „guten Staates“ zu entwickeln. Das hat eine große Tradition, ich nenne nur Platon, Morus und Marx, es geht aber leicht ins Auge, wird oft missbraucht. Fanatiker haben Millionen Menschen für "die gute Sache" umgebracht. Ich habe das persönlich erlebt, habe als junger Mensch an Marx' Idee vom Sozialismus geglaubt und mich dafür eingesetzt. Dann haben wir erlebt, wie Macher wie Lenin und Stalin unter Berufung auf Marx, die Menschheit in eine gigantische Katastrophe geführt haben. Der furchtbarste Macher aller Zeiten Hitler hat sich auch auf Theorien wie die von Nietzsche berufen, der es wohl auch nur gut gemeint hat. Ich denke: Ein Studium sollte zur Erziehung und Ausbildung von Menschen beitragen, die der Gesellschaft dienen, ohne Frage. Aber der Gesellschaft das Ziel zu setzen, gehört nicht mehr dazu, das muss die Gesellschaft aus demokratischem Willen heraus entwerfen. Als Hochschullehrer und Autor populärer Bücher, habe ich Wissenschaft von Prozessen der Selbstorganisation gelehrt. Die mir anvertrauten jungen Leute haben oft "durch die Blume" gefragt. Ist die Konsequenz dieser Ideen nicht, dass dieser Staat DDR abgelöst werden sollte. Diese Schlussfolgerung fand ich richtig, aber ich fand, dass man als Lehrer nicht zum Umsturz aufrufen sollte, ein Lehrer ist kein Revolutionär. Als Lehrer ist man auch kein Macher, der bereit sein muss, anzuführen, zu demonstrieren und für die Realisierung von Ideen ins Gefängnis zugehen. Die Umsetzung ist Sache der Studenten. Mein

Freund, der kürzlich im April 2020 verstorbene Philosoph Heinrich Parthey sagte oft zu mir: Sokrates hat die jungen Leuten in Athen zum Umsturz aufgerufen und hat deswegen schließlich den Schierlingsbecher nehmen müssen.“

Soweit mein Brief an Herrn Saner in Zürich, den ich zitiere weil nach meiner Meinung die „Wende“ in der DDR ein Volksaufstand war, der von innen heraus kam und friedlich verlief, weil die herrschenden Organe aufgaben, nicht weiter machen wollten und fast keinen Widerstand leisteten. Der Volksaufstand wurde nicht etwa von der damaligen Regierung der BRD vorbereitet. Im Gegenteil, ein ganzes großes Ministerium in Bonn war total überrascht, es gab überhaupt keine Konzepte, die Schubladen waren leer. Unwillkürlich muss man an „Peters Principle“ denken, bürokratische Einrichtungen befassen sich mehr mit sich selbst, als mit dem angeblichen Gegenstand, etwa der britischen Marine oder der deutschen Wiedervereinigung. Aber nun nach diesen „theoretischen Vorbemerkungen“ zurück zum Herbst 1989, der war heiß und voller Ereignisse. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung an der Universität Greifswald Mitte September 1989. Ich hatte eine Einladung erhalten, zur Eröffnung de Studienjahres auf einer Vollversammlung in der wunderschönen Greifswalder Aula über Selbstorganisation zu reden. Die jüngeren Hörer zeigten großes Interesse an dem Thema. Der Rektor nicht so sehr glücklich, weil er fürchtete, mit diesem Thema die allgemeine Unruhe unter den Studenten anzuheizen. In der Tat war es so, denn am Ende de offiziellen Programms trat das studentische Kabarett auf. In einer Szene, die ich nie vergessen werde, wurde dargestellt, wie Studenten, denen man Tür im Heim verstellt hatte, durch das Kellerfenster entwichen. Das Publikum jubelte, weil jeder die Anspielung auf die Öffnung der Grenzen von Ungarn am 7. September 1989 verstand. Es wurde deutlich artikuliert: Wenn Ihr alle Türen schließt, kriechen wir zum Kellerfenster hinaus. Das war wie eine kaum versteckte Aufforderung zum Einreißen der Mauer und Grenzzäune. Wie wir die Ereignisse wissenschaftlich in unser Konzept der Selbstorganisation und Evolutions eingeordneten, haben Rainer Feistel und ich im Vorwort unseres letzten Buches so beschrieben: „In contrast to the general expectation of politicians, in particular of the various so-called “east experts” in the west, that the sudden implosion of the eastern political system was a completely unpredictable event, these authors believe, based on own experience, that already since the 1970s “something was in the air”. Preceding the “perestroika” and the related social turnover after 1989, there was a

developing spirit of enlightenment, similar to the “Aufklärung” in Germany and the “Siècle des Lumières” in France, before the revolutionary events happened in Europe in the 18th and 19th century. In retrospect, expressed in the language of physicists, the dawn of the phase transition was accompanied by internal fluctuations with increasing amplitudes“ (zitiert aus R. Feistel, W. Ebeling, Physics of Self – Organization and Evolution, Wiley-VCH, Weinheim 2011).

Im Oktober 1989 gingen die Demonstrationen in Berlin los. Bald fand auch eine zentrale Parteiversammlung der SED-Parteimitglieder der Humboldt-Universität im Auditorium Maximum statt. Am Schluss stand eine Genosse auf und schlug vor, dass wir jetzt alle vor das Zentralkomitee ziehen, und radikale Änderungen verlangen sollten. Ich erinnere mich, dass unsere schon erwähnte Freundin, die Mathematikerin und Schriftstellerin Helga Königsdorf, auf einem Lastwagen, ein Mikro haltend, den Rücktritt des Zentralkomitees der Partei verlangte. Es passierte nichts, die Polizei griff nicht ein, und wir tranken anschließend bei uns im Nikolaiviertel Kaffee. Helga war viel radikaler und mutiger als wir. Ich war aber immerhin bereit, in einem Komitees mitzuarbeiten, das ein ganz neues, demokratisches Statut der Universität ausarbeiten sollte. Wir haben das ernst genommen und Tag und Nacht daran gearbeitet. Als Dekan gehörte ich damals zum Senat, hätte also bei einer Umwälzung nicht mitmachen sollen. Ich wurde aber bei einer Abstimmung zum Vorsitzenden gewählt und Hans – Joachim Meyer zum Stellvertreter. Prof. Meyer, angewandte Sprachwissenschaft, hatte unter uns das meiste politische Talent, er wurde später Minister für Bildung und Wissenschaft der ersten frei gewählte DDR – Regierung und nach der deutschen Wiedervereinigung erster *Staatsminister* für Wissenschaft und Kunst in *Sachsen*. Was aus dem Resultat unserer nächtelangen Diskussionen zum demokratischen Statut wurde, erzähle ich etwas später. Die oben erwähnte Demonstration war nur ein Baustein der Wende. In Berlin und anderen Städten fanden große Demonstrationen statt und das Politbüro trat zurück. Zum neuen Generalsekretär der Partei wurde Egon Krenz gewählt, der dann vom 17. Oktober bis zum 6. Dezember 1989 als Nachfolger Erich Honeckers SED-Generalsekretär und Staatsratsvorsitzender der DDR war. Bei seiner Fernsehrede aus diesem Anlass führte er den Begriff „*Wende*“ ein, der bis heute für die Endphase der DDR gebräuchlich ist. Allerdings wird der Begriff vor allem von ehemaligen Bürgerrechtlern in der DDR teils wegen dieser Herkunft abgelehnt, aber er ist in den allgemeinen Sprachgebrauch eingegangen. Kürzlich hat in einem Artikel in der Zeit

vom 20.04.20 hat der Oppositionelle Klaus Wolfram die These formuliert und begründet: „Die Revolution haben alle gemacht“. Er meint, dass die 20 sogenannten „Bürgerrechtler“, die in der Öffentlichkeit bekannt sind, mit ihrer Darstellung der DDR den Kern nicht treffen. Wolfram schreibt und er drückt damit auch meine Meinung aus: „Die DDR, das waren auch jene Hunderttausende Leute, die als Bürgerbewegung in den Städten und Gemeinden die Revolution organisiert haben.“ Zu denen gehörten übrigens auch meine Schwester und mein Schwager in Quedlinburg, die sich in ihrer Heimatstadt an die Spitze der Bewegung setzten. Es entspricht auch meiner Erfahrung, dass sich die Machtorgane der DDR und auch die sozialistische Einheitspartei Partei, zu der ich seit 1962 mit abnehmender Zustimmung gehörte, haben sich weitgehend selber aufgelöst. Alle waren der Überzeugung, so geht es nicht weiter, wir müssen was ändern, wir müssen es besser machen! Aber „die Verhältnisse waren nicht so“. Es gab keine Selbstbestimmung, es ersetzte nur eine neue Macht die alte, alle Ansätze einer Demokratie von Unten endeten in bloßen Kopien der Strukturen der BRD. Der erwähnte Egon Krenz hatte vielleicht den guten Willen, war aber offenbar nicht in der Lage, als Kapitän das Ruder bei stürmischer See zu führen. Ich traf ihn zufällig etwa 15 Jahre nach der Wende in der Klinik, beide nach einer Prostata-Operation bei Prof. Althaus, damals einer der führenden Experten der Urologie. Egon Krenz hat mir in schlaflosen Nächten von Bett zu Bett auch so manches aus seinen Erfahrungen erzählt und mir dann auch seine Bücher mit Widmung geschickt. Ich habe sie studiert und halte sie für eine ehrliche Sicht eines Beteiligten, obwohl ich nicht mit allen Auffassungen übereinstimmen kann.

Aber zurück zum Herbst 1989 an der Humboldt – Universität. Im Zuge der Ereignisse wurde auf demokratischem Wege ein Parlament der Humboldt – Universität gewählt und ich wurde zum Sprecher der Hochschullehrer und dann auch zum Vorsitzenden des Konzils gewählt. Es waren stürmische Sitzungen, und ich fühlte mich manchmal der Situation nicht mehr gewachsen. In meiner Antrittsrede sagte ich, das es mein Traum wäre, die Zeiten von Helmholtz und Planck, die beide als Statuen vor dem Hauptgebäude standen, wieder aufleben zu lassen. In seiner Antwortrede sagte der Studentenvertreter: Herr Präsident, leider ist es genau das, was wir nicht wollen. Es gab dann auch bald Anträge, die Statuen zu beseitigen und sogar Anträge, den Status von Professoren ganz abzuschaffen. Ich erinnere mich, in einer Antwort gewarnt zu haben, dass keine Firma, kein Unternehmen oder wissenschaftliche Einrichtung der neuen BRD, Absolventen einstellen

würde, die ihr Diplom nicht bei regulären Professoren abgeschlossen hätten. Unsere Freundin Helga Königsdorf, die mit meinem Freund Heinrich Parthey zusammenlebte, riet mir bei einer unserer abendlichen Streitrunden, diesen Posten aufzugeben: „Du bist kein Politiker!“ Helga hatte wohl recht, ich trat etwa ein Jahr nach der Wahl von meinen Ämtern als Vorsitzender des Konzils und als Dekan zurück. Einer meiner Gründe war das allgemeine Chaos und besonders die Ohnmacht der gewählten Organe der Universität. Der Aufbruch wurde zur Farce mit Instruktionen durch den Berliner Senat. Viele Leute sahen eine Chance, ihre persönlichen Interessen wahrzunehmen und mit alten Feinden abzurechnen. Was ist aus dem Entwurf unseres Statuts geworden? Wie schon gesagt, hatten wir im Herbst 89 und Frühjahr 1990 Tag und Nacht zusammengesessen und gestritten. Als wir fertig waren und das Statut im Konzil nach heftigen Diskussionen angenommen worden war, kam ein Vertreter des Berliner Senats und sagte: Schönen Gruß vom Senator, das war eine schöne Übung in Demokratie für Sie, aber der Senator hat verfügt, Sie haben nur die Wahl, entweder das Statut der Freien Universität oder der Technischen Universität zu übernehmen, drei verschiedene Hochschul-Statuten in Berlin geht nicht! Da verstanden wir, wer die Macht hatte und was Demokratie in der BRD in der Praxis heißt. Das war wirklich ein Lehrstück und Übung in Demokratie und Ursprung meiner tiefsitzenden Skepsis gegenüber der neuen Demokratie, die nun „freiheitliche Demokratie“ heißt, ich denke, man sollte statt dieses auch bei WIKIPEDIA nur negativ definierten Kampfbegriffs einen besseren und historisch begründbaren Begriff für unsere Demokratie finden!

Im Zuge der allgemeinen Entlassungswelle von Professoren und allgemeinen Verdächtigungen von Spitzeldiensten für die Staatssicherheit der DDR, wackelte auch mein Lehrstuhl. Ich kam erst mal recht gut durch eine Anhörung durch eine im Wesentlichen aus westdeutschen Kollegen bestehende Kommission, obwohl ich die Fragen schon als demütigend empfand., wie etwa „Herr Ebeling, haben Sie Privilegien gehabt und angenommen?“ Meine Antwort war ja, ich hatte Privilegien und sagte auf Nachfrage: Die wichtigsten Privilegien waren, ich habe eine Wohnung bekommen und ein Auto außer der Reihe. Ich hatte den Eindruck, die westdeutschen Kollegen fühlten sich „auf die Schippe genommen“. Sie sagten, solche Privilegien meinten wir nicht, hatten Sie vielleicht das Privileg von Westreisen mit Ihrer Frau, aber das konnte ich nicht bieten, meine Frau durfte niemals mitreisen. Im Übrigen möchte ich mich keinesfalls beschweren, die meisten Kollegen

waren sehr freundlich und verständnisvoll, auch Sie empfanden die Situation als ungewöhnlich und ziemlich bedrückend.

Im Berufungsverfahren wurde ich zwar von der wieder wesentlich westdeutsch dominierten Kommission wieder an die erste Stelle der Berufsliste gesetzt, aber vom Wissenschafts - Senator unter Berufung auf „ungeklärte“ Rostocker Vorgänge, erst mal nicht bestätigt. Um nicht in der Luft zu hängen, ging ich erst als Gast nach Stuttgart zu Professor Haken und dann nach Jülich an die Kernforschungsanstalt (KFA) zu den Professoren Müller – Krumbhaar und Eilenberger. Ich bin diesen Kollegen sehr zu Dank verpflichtet, dass sie mich aufgefangen haben, als ich zutiefst verzweifelt war und in ein tiefes Loch zu fallen drohte. Als mich dann ein Anruf von Professor Bernd Bank, dem nun amtierenden Prorektor der Humboldt – Universität an meiner neuen Arbeitsstelle am KFA in Jülich erreichte: „Kommen Sie zurück, wir brauchen Sie hier“. Ich musste ihm mein Ehrenwort geben, dass ich nicht für die Stasi gearbeitet hatte, daraufhin stellte er mich als Vertretung in meiner bisherigen Position ein, „bis alles geklärt wäre“. Da bis heute keine mich schwer belastenden Dokumente gefunden wurden, blieb es dabei. Was ist wohl aus dem alten Rechtsgrundsatz geworden, dass Schuld bewiesen werden muss und nicht Unschuld? Prof. Bernd Bank vertraute mir, weil er mich ziemlich gut kannte. Er hat mich damals wirklich gerettet, indem er mich von einer Depression befreite. Ich hatte nun wieder alle Pflichten und das volle Gehalt eines Hochschullehrers, aber nicht mehr das Recht, gewählt zu werden. Man wollte wohl verhindern, dass ich noch einmal in eine relevante Funktion gewählt werden würde. Diese Bedingung hat mich nie belastet, denn ich war ja ein gebranntes Kind und wollte keine Leitungsaufgaben mehr übernehmen, die über meinen Bereich hinausgingen. So blieb es eine längere Zeit, aber meine Familie musste jedes Jahr mit mir zittern, bis die erneute Verlängerung um ein Jahr eintraf. Eigentlich hat es nie einen konkreten Vorwurf gegen mich gegeben, aber offenbar traute sich niemand so recht, die Verantwortung zu übernehmen, mich wieder in alle Rechte einzusetzen und im Besonderen wieder wählbar zu machen. Vielleicht sollte ich auch gar nicht mehr wählbar sein und keine Leitungsfunktionen mehr übernehmen können. Erst als es mir gelang, mit anderen Kollegen den ersten Berliner Sonderforschungsbereich zu gründen, wurde die Befristung aufgehoben. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) machte unmissverständlich klar, dass sie einen Sonderforschungsbereich mit einem „Sprecher auf Abruf“ nicht

bewilligen würde, da genügte dann ein Anruf beim Senat und die Befristung wurde bis zum ohnehin nahen Renteneintritt aufgehoben.

6. Selbstorganisation war die Losung, hinter der wir marschiert sind

Diese Kapitelüberschrift ist ein Zitat, das von Yuri Klimontovich stammt. In diesem Kapitel möchte die Rolle dieser Losung diskutieren und die sogenannte „Wende“ in in der Sowjetunion, in der DDR und an meiner Universität noch theoretisch aus ganz persönlicher Sicht aufarbeiten. Ich möchte durchaus den Anspruch erheben, dass unsere Gruppe Selbstorganisation an der Humboldt – Universität, im Jahrzehnt vor 1989 beigetragen hat, einige der theoretischen Auffassungen zu entwickeln und zu verbreiten, die im internationalen Maßstab relevant waren und besonders die Perestroika in Russland vorbereitet haben. Diesen Anspruch haben wir schon 2016 in unserem Buch mit Hermann Haken „Beiträge zur Geschichte der Synergetik“ vorgebracht (Haken u.a.: Geschichte der Synergetik, Springer Spektrum 2016). Um jedes Missverständnis von vornherein auszuschließen, wir haben in der Sache keine aktiven Beiträge zu den historischen Ereignissen von 1989/1990 geleistet, wir haben die Bastille nicht gestürmt. Wir glauben allerdings, dass unsere Forschungsrichtung, die Wissenschaft von Prozessen der Selbstorganisation und Evolution, in der Zeit der Vorbereitung einen wichtigen Beitrag zur Ausarbeitung von Ideen geleistet hat. Damit meinen wir Ideen, die Menschen motiviert haben, Veränderungen zu fordern und dazu beigetragen haben, dass Massen auf den Straßen demonstrierten. In der ehemaligen Sowjetunion sahen zur Zeit der Perestroika viele Mitglieder der „Intelligenzia“ in der „Synergetika“ eine Art neuer Heilslehre. Von Hakens Büchern wurden Millionenaufgaben gedruckt, gekauft und verschlungen und auch meine bescheidenen Werke in russischer Sprache haben mit hohen Auflagen von der Begeisterung profitiert. So bin ich bei vielen Vorträgen, die ich in russischer Sprache hielt, mit viel Sympathie aufgenommen worden. In der späten DDR waren besonders die von dem Berliner Philosophen Hermann Ley inspirierten „Kühlungsborner Kolloquien“ ein Hort der freien Meinungsäußerung. Selbstorganisation war dort ein Lieblingsthema (G. Gebhardt, Hermann Ley als Nestor, in K.F. Wessel, Grünwald 2012). Dem Vorwort eines Buches „Evolution of Complex Systems“, das 1989 noch vor der Wende erschien, haben Rainer Feistel und ich als Motto folgenden Satz von Erich Kästner gewählt:

„The wall had developed a crack, and a strip of sunlight was dancing right through it“.

Vorwort unseres Buches über dem dieser Vers von Kästner steht trägt das Datum 10. Januar 1989 und selbst unsere Kritiker werden zugeben müssen, dass unser fast prophetisch klingendes Zitat eine richtige Vorhersage des Falls der Mauer war. Ich kenne keine andere so konkrete Prognose eines Risses in der Mauer. Wir haben lange beim Niederschreiben des Zitats gezögert und uns nur getraut, eine englische Version von Kästners Satz zu bringen. Es war unsere Hoffnung, ein Zensor würde so den Sinn nicht erfassen können. Nach der Wende erschienen wie Kometen einige neue Zeitschriften, die den neuen Geist ausdrücken wollten, darunter „INITIAL“, die noch vor ihrem Wiederverschwinden meinen Beitrag über „ErNEUERung in der Evolution gesellschaftlicher Systeme“ abdruckte. Da schrieb ich als Empfehlung für die optimale Strukturierung und Leitung auch gesellschaftlicher Systeme:

1. Soviel Selbstorganisation auf unterer Ebene wie möglich und nur soviel zentrale Steuerung wie nötig.

2. streng hierarchischer Aufbau, wobei die oberen Ebenen sich nur soviel wie unbedingt nötig in die Angelegenheiten unterer Ebenen der Hierarchie einmischen.

3. ähnlicher Aufbau der verschiedenen Ebenen der Hierarchie, wobei man in diesem Kontext auch von Selbstähnlichkeit oder von fraktalen Strukturen spricht.“

Leider sind auch diese Überlegungen zur optimalen Struktur gesellschaftlicher Systeme, die direkt den Argumenten von Hermann Haken, Träger vieler Auszeichnungen und Mitglied der Leopoldina und Gerd Binnig, Nobelpreis 1986, folgen, nur wenig beachtet worden (H. Haken u.a., Geschichte der Synergetik. Wiesbaden 2016). Nur der Wissenschaftsphilosoph Ulrich Röseberg analysierte in einer Rezension die möglichen Konsequenzen unsere Aussagen, er signalisierte aber ansonsten eher Sympathie und Zustimmung. Sicher hatten die Aussagen von Feistel und mir nur wenig Gewicht, aber es verwundert doch, dass man auch den Prognosen hochdekorierter Naturforscher wie Haken und Binnig nur wenig Glauben schenkte. Dafür folgte man lieber den Studien von prominenten Politikwissenschaftlern, die nach der Wende alles im Nachhinein viel besser wussten und im Ernst behaupteten, die berühmte Rede von Helmut Kohl in Dresden wäre das wichtigste Ereignis und der Auslöser der Wende gewesen. Nach dem „Anschluss“, der statt der von uns erträumten Wiedervereinigung durchgezogen wurde, ging es leider „anders herum“. Marx hatte mit seiner These, „Das Sein bestimmt das Bewusstsein“ recht, auch in der ehemaligen Sowjetunion wurden bald nicht mehr die Titel „Synergetika“



gekauft, sondern Titel aus dem Umfeld „Money, Sex, Crime, Business“ und die politische Entwicklung ging in eine andere Richtung, die wir für falsch hielten. Heute scheint sich das zu bewahrheiten. Schon Gorbatschow hat 1990 seine Befürchtung ausgesprochen, dass mit dem militärischen Erstarren eines geeinten Deutschlands und der NATO die Gefahr verbunden wäre, dass in Moskau ein Marschall die Macht übernimmt. Die heutige Struktur der politischen Macht in Russland ist eine Bestätigung dieser Prognose, auch wenn an der Spitze kein Marschall steht.

Der Titel einer kleinen „vergleichenden Studie“ des Historikers Jürgen Kuczynski zum Thema Wende ist „Asche für Phönix“. Ich kannte diesen antifaschistischen jüdischen Wissenschaftler von Weltgeltung von der Akademie der DDR her und mochte seine unkonventionellen immer leidenschaftlich vorgetragenen Ansichten, habe auch eine Widmung in diesem Büchlein. Er ist in seiner Person auch ein Gegenbeweis für die westdeutsche These vom die DDR beherrschenden Antisemitismus, wie immer noch behauptet wird. Es gab in der DDR viele einflussreiche Wissenschaftler und Politiker jüdischer Herkunft, darunter mehrere Minister und etliche Mitglieder des Politbüros. Es gab auch Nachteile und Verfolgungen, aber sie waren soweit ich sehe, nicht primär durch Herkunft und Religion bedingt. Einen Kollegen, der auf der These von prinzipiellen Antisemitismus der DDR bestand, habe ich mal gefragt, welche Minister oder einflussreiche Politiker jüdischer Herkunft es in der BRD je gegeben hätte. Er schwieg und verwies auf umfangreiche Zahlungen an Israel zur Wiedergutmachung. Dieses Geld wäre wichtiger, als ein paar Politiker an die Spitze zu lassen. Mit Geld zu arbeiten ist eine typische Art und Weise der alten BRD gewesen, Unrecht wieder gutzumachen! Ich denke, dass Persönlichkeiten wie Kuczynski in einflussreichen Positionen, eine ganze Menge Geld aufwiegen.

Warum habe ich mich nicht schon vor der Wende aktiver eingemischt und war 1989 zunächst eher skeptisch und zögerlich und habe mich ansonsten auf allgemeine Aussagen in Vorträgen und Büchern beschränkt. Das ist schwer zu erklären, denn unsere Forschungen zur Selbstorganisation hätten eigentlich eine aktivere Rolle nahe gelegt. Das haben mir z.B. noch im August 1989 Eberhard Bruckner und Andrea Scharnhorst, mit denen ich über Prozesse der Selbstorganisation in der Gesellschaft arbeitete, vorgehalten. Um den Versuch einer Erklärung zu machen, zitiere ich aus einem Brief an Herrn Luc Saner, einem Schweizer Juristen. Der Züricher Luc Saner verfolgt das überaus ehrgeizige Projekt, mit einer internationalen Gruppe von Persönlichkeiten,

ein „Studium Generale“ auszuarbeiten: „Lieber Herr Saner !  
Entschuldigen Sie bitte, dass ich so lange nichts von mir hören ließ. Ich arbeite an einem spannenden Forschungs- Projekt zur Umwelt, zum Seewasser, dass meine ganze Kraft erfordert. Vielleicht ist es mein letztes Projekt, ich bin immerhin 83 Jahre alt und im Land herrscht das Corona-Virus. Heute melde ich mich, weil aus meiner Sicht, Ihr Vorhaben eine Richtung nimmt, die ich nicht so gut finde. Angetreten mit dem Ziel, eine Studium Generale zu entwerfen, habe Sie nun das Ziel anvisiert, eine Theorie eines „guten Staates“ zu entwickeln. Das hat eine große Tradition, ich nenne nur Platon, Morus und Marx, es geht aber leicht ins Auge, wird oft missbraucht. Fanatiker haben Millionen Menschen für "die gute Sache" umgebracht. Ich habe das persönlich erlebt, habe als junger Mensch an Marx' Idee vom Sozialismus geglaubt und mich dafür eingesetzt. Dann haben wir erlebt, wie Macher wie Lenin und Stalin unter Berufung auf Marx, die Menschheit in eine gigantische Katastrophe geführt haben. Der furchtbarste Macher aller Zeiten Hitler hat sich auch auf Theorien wie die von Nietzsche berufen, der es wohl auch nur gut gemeint hat. Ich denke: Ein Studium sollte zur Erziehung und Ausbildung von Menschen beitragen, die der Gesellschaft dienen, ohne Frage. Aber der Gesellschaft das Ziel zu setzen, gehört nicht mehr dazu, das muss die Gesellschaft aus demokratischem Willen heraus entwerfen. Als Hochschullehrer und Autor populärer Bücher, habe ich Wissenschaft von Prozessen der Selbstorganisation gelehrt. Die mir anvertrauten jungen Leute haben oft "durch die Blume" gefragt. Ist die Konsequenz dieser Ideen nicht, dass dieser Staat DDR abgelöst werden sollte. Diese Schlussfolgerung fand ich richtig, aber ich fand, dass man als Lehrer nicht zum Umsturz aufrufen sollte, ein Lehrer ist kein Revolutionär. Als Lehrer ist man auch kein Macher, der bereit sein muss, anzuführen, zu demonstrieren und für die Realisierung von Ideen ins Gefängnis zugehen. Die Umsetzung ist Sache der Studenten. Mein Freund, der im April 2020 verstorbene Philosoph Heinrich Parthey sagte oft zu mir: Sokrates hat die jungen Leuten in Athen zum Umsturz aufgerufen und hat deswegen schließlich den Schierlingsbecher nehmen müssen.“

Soweit mein Brief an Herrn Saner in Zürich, den ich zitiere weil er auch meine Meinung ausdrückt, dass die „Wende“ in der DDR ein Volksaufstand war, der von innen heraus kam und weitgehend friedlich verlief, weil die herrschenden Organe aufgaben und nur wenig Widerstand leisteten. Der Volksaufstand in der DDR wurde nicht etwa von der damaligen Regierung oder den Parteien der BRD vorbereitet, höchstens in Theorien von westdeutschen Naturwissenschaftlern wie

Haken und Binnig vorgedacht. Im Gegenteil, ein ganzes Ministerium in Bonn war total überrascht von den Ereignissen, es gab keine Konzepte, die Schubladen waren leer. Unwillkürlich muss man an „Peters Principle“ denken, bürokratische Einrichtungen befassen sich mehr mit sich selbst, als mit dem angeblichen Gegenstand, etwa der Verwaltung der britischen Marine oder der deutschen Wiedervereinigung.

## **7. Kapitel. Fachliche Arbeit nach der Wende – ein persönlicher Gipfel**

Wieder in einer festen Stellung legte ich nun, unbelastet von Leitungsaufgaben, die mir ohnehin nie am Herzen lagen, unter besseren Bedingungen richtig los und bildete so viele begabte Studenten aus, wie nie zuvor. Ich bin darauf sehr stolz und betrachte die Ausbildung hochqualifizierten Fachleute und vieler Professoren, die in der ganzen Welt tätig sind und heute den Staffelstab weitertragen, als mein wichtigste Leistung. Der Herbst 1990 hatte für mich auch wichtige fachliche Ereignisse gebracht. Nach dem Anschluss des Staates DDR an die BRD vereinigten sich auch die beiden deutschen physikalischen Gesellschaften. Ich hatte die Ehre, auf der Jahrestagung der Vereinigung einen der beiden Hauptvorträge halten zu dürfen, es war wohl mein langjähriger Koautor, letzter gewählter Vorsitzender der Physikalischen Gesellschaft der DDR, und guter Freund Gerd Röpke, nun Mitglied des neuen Vorstandes, der den Vorschlag machte. Auf Vorschlag von Dr. Schwabe, der zu den treibenden Kräften der Umgestaltung der Physik gehörte, habe ich Prof. Prigogine eingeladen, den Festvortrag zur feierlichen Wiedereröffnung des Institutes für Physik der Humboldt-Universität hielt. Die Tatsache, dass der Nobelpreisträger das übernahm und wieder einen in Berlin vielbeachteten Vortrag hielt, hat uns bei der Festigung unserer Position sehr geholfen. Zu verschiedenen Kollegen aus dem westlichen Teil von Berlin, entwickelten sich seit Herbst 1989 enge fachliche Kontakte und ein reger Austausch, so mit Prof. Gerhard Ertl vom Fritz- Haber Institut, sowie Prof. Wolfgang Muschik und Prof. Eckehard Schöll von der Technischen Universität. Besonders enge Kontakte verbanden mich schon seit dem Fall der Mauer mit Wolfgang Muschik, der mir auch persönlich immer wieder den Rücken gestärkt hat, so dass sich eine freundschaftliche Beziehung der Familien entwickelte. Wir haben gemeinsam mit Wolfgang Muschik, im Anschluss an die Internationale IUPAP – Tagung für Statistische Physik 1992 in Berlin, die Prof. Siegfried Hess von der Technischen Universität organisiert hatte,

eine prominent besetzte Satelliten -Tagung im August 1992 im Konferenz- Zentrum Gosen bei Berlin organisiert. Dieses „Statistical - Physics -18 - Satellite Meeting Statistical Physics and Thermodynamics of Nonlinear Nonequilibrium Systems“, wurde als Heraeus – Seminar veranstaltet und großzügig finanziert und seine Beiträge sind auch in Buchform herausgekommen. Vorher hat es im November 1991 schon eine internationale Konferenz im Konferenz-Zentrum zu „Physics of Nonideal Plasmas“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und der Robert Bosch Stiftung gefördert und von Dr. Förster und Dr. Radtke aus Berlin und mir organisiert wurde. Ich erlaube mir, kurz die Bildung des Gosener Konferenz – Zentrums zu skizzieren, weil es die Spontaneität der Ereignisse von 1989/90 illustriert. Ich erlaube mir, kurz die Bildung des Gosener Konferenz – Zentrums zu skizzieren, weil es die die Spontaneität der Ereignisse von 1989 illustriert. Es handelte sich um einen ehemaligen Schulungs -Zentrum des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, das in den malerischen Bergen nahe des Ortes Gosen östlich von Berlin gelegen war. Als die Sicherheitskräfte in voller Panik flohen, wurde das Zentrum vom Bürgerrechtlern besetzt und enteignet. Der Bürgermeister von Gosen bot der Humboldt – Universität das Zentrum als Schenkung an. Als Mitglied des Senates wurde ich mit anderen beauftragt, diesen Vorschlag zu prüfen. Da wir Konferenzräume und relativ schlichte aber brauchbare Räume für die Unterbringung vorfanden, rieten wir zur Übernahme und so kam es, dass wir noch 1990 ein großes internationales Satellite – Meeting der Berliner IUPAP – Konferenz veranstalten konnten. Ich erinnere mich, dass ich bei den einleitenden Worten auch daran erinnert habe, dass der ägyptische Pharao der Joseph’s Vater, seinen Brüdern und der ganzen großen Familie das „Land Gosen“ als Siedlungsgebiet anbot. Es wird allgemein angenommen, dass Gosen im Osten des alten Nildeltas lag. Das Zentrum in den Gosener Hügeln im Osten von Berlin wurde dann der Humboldt – Universität, die mehrere schöne Tagungen durchführte, wieder weggenommen und den Sicherheitsbehörden der BRD übergeben. Ich war noch bei der Besichtigung dabei und habe die Kommentare im Ohr, das würde den Sicherheitsanforderungen der BRD nicht genügen und so kam es, dass es in ein Einkaufszentrum Gosen übergang, wie es inzwischen Tausende im Lande gibt. Die originelle Idee eines Wissenschaftszentrums bei Berlin war wohl zu originell und fand keine Unterstützung, obwohl es seinerzeit fast umsonst zu haben war und eine wirklich originelle und wende-typische Gründungsgeschichte hatte und zu einem Denkmal der Vereinigung der Wissenschaftler von

Ost und West hätte werden können.

Nach meiner erneuten Berufung zur Wahrnehmung der Aufgaben des Lehrstuhlleiters Statistische Physik zunächst als Gast, habe ich bis zu Rente noch viel gearbeitet, viele Vorlesungen gehalten, Publikationen und Bücher verfasst. Weiter habe ich gewissermaßen als ostdeutscher Quoten – Vertreter in vielen Delegationen und Kommissionen gesessen, so bei einem Besuch Israels und bei Petersburger Gesprächen. Besonders gefragt war ich in Kommissionen der DFG, die Förderanträge begutachteten; mein etwas merkwürdiger offizieller Status hat da keinen gestört, wurde einfach ignoriert. Die meisten westdeutsche Kollegen waren solidarisch und leisteten jede mögliche Hilfe. Die Arroganz der Macht habe ich nur von der Obrigkeit in Berlin erfahren. Objektiv hatte ich für meine Arbeit sogar viel bessere Möglichkeiten als in der DDR. Ein fachliches Aufblühen war wohl auch vom Senator so nicht beabsichtigt gewesen, aber vielleicht irre ich mich da und der Plan der Obrigkeit reichte weiter als je vermutet. Ich glaube allerdings, das war nicht beabsichtigt. Unbelastet von allen Leitungsaufgaben, die mir ohnehin nie am Herzen lagen, legte ich nach der Wende so richtig los, möchte mich also keinesfalls als Opfer der Wende sehen!. Befreit von Verpflichtungen, konzentrierte ich mich auf die Lehre und bildete ich so viele begabte Studenten aus, wie nie zuvor. Ich hielt viele Vorlesungen, darunter zusammen mit dem ausgezeichneten Experimentator Prof. Jürgen Rabe auch einen „Integrierten Kurs“, in dem sich experimentelle und theoretische Teile mischten und ergänzten. Das machte mir ungeheuer viel Freude, besonders auch wenn ich den Studenten die Geschichte der Physik durch Anekdoten illustrieren durfte. Besonders beliebt waren die Nernst – Anekdoten. Bei einer der damals üblichen Bewertungen durch Studenten schrieb einer über mich: „Der Dozent sollte keine Anekdoten erzählen sondern lieber seine Handschrift üben.“ Da war ich gekränkt und folgte seinem Rat, aber dann kam eine kleine Delegation im Namen des Studienjahres zu mir und forderte die Rückkehr zum „anekdotischen Stil“. In dieser Zeit bildete ich so viele begabte Studenten aus, wie nie zuvor und die guten Kontakte, die sich ausbildeten hielten bis zum Diplom und teilweise noch bis heute. Viele dieser Studenten sind heute schon gestandene Wissenschaftler mit internationalem Ruf und einige meiner letzten Studenten wie Jörg Dunkel und Thomas Pohl haben bereits internationales Ansehen und gute Positionen erworben. Ich kann nicht alle Namen nenne, aber viele erscheinen auch als Koautoren der Arbeiten, die wir im Dezennium zwischen der Wende und meiner Versetzung in den Ruhestand

schrieben. Zusammengenommen waren es viel mehr Bücher und hochwertige Publikationen als in den schwierigen 80er Jahren. Ich muss gestehen, die Arbeit als Hochschullehrer machte mir so viel Spaß, dass ich gern noch ein Jahrzehnt weiter gearbeitet hätte, sogar für ein geringes Entgelt, aber die starren Regeln ließen für mich offenbar keine Verlängerung der Arbeit zu. Eine Mitarbeiterin der Forschungsabteilung gestand mir sogar, es gäbe einige Vorgesetzte, die zufrieden wäre, dass nun etwas weniger Anträge zu bearbeiten wären. Übrigens war es durchaus nicht einfach, sich im ziemlich verwickelten Antragswesen zurechtzufinden, da haben mir geschickte jüngere Mitarbeiter, wie etwa Dr. Udo Erdmann sehr geholfen. Einmal standen sogar zwei Gerichtsvollzieher in meinem Zimmer und wollten den Computer beschlagnahmen, weil für einen Forschungsmitarbeiter die Beiträge an die Berufsgenossenschaft in Hamburg nicht eingegangen waren, sicher hatte ich irgend eine bürokratische Pflicht vergessen und mich nur um die wissenschaftlichen Aufgaben gekümmert.

In guter Erinnerung habe ich, dass ich als ostdeutscher Vertreter in unzähligen Kommissionen gesessen habe und um Gutachten gebeten wurde. So lernte ich viele Kollegen kennen und habe auch gelernt, Forschungsprojekte zu beurteilen. Mein merkwürdiger offizieller Status als Vertreter meiner selbst war bei diesen Aufgaben nicht hinderlich. Die meisten westdeutsche Kollegen waren voller Verständnis und leisteten jede mögliche Hilfe. Wie schon erwähnt gelang es uns Ende der 90er in Berlin einen großen Sonderforschungsbereich (SFB) zu begründen, er war der Erste dieser Art in Berlin, heute gibt es schon mehrere SFBs. Seinerzeit verlangte der DFG - Vertreter auf der abschließenden Verteidigung, dass es für den Sprecher des Projektes keine enge Befristung geben kann, und dem verdanke ich eine schnelle Aufhebung meiner Befristung. Mit großer Dankbarkeit denke ich auch an die Förderung durch die den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD), das europäische Erasmusprogramm und die Humboldt-Stiftung. Der DAAD hat die Mittel für viele Gäste wie zum Beispiel Paul Halpern aus Philadelphia, Alexander Chetverikov aus Saratov und Kyung aus Seoul bereit gestellt. Nach meiner Berentung hat mir der DAAD ein Jahr Lehre und Forschung in Russland, in Moskau und Saratov und Konferenzreisen finanziert. In Russland habe ich Vorlesungen und Vorträge auf Russisch gehalten, die Zusammenarbeit mit meinen Freunden Yuri Romanovski und Vadim Anishchenko vertieft und einige Bücher verfasst. Das Erasmus- Programm hat mir ein Jahr Lehre und Forschung in Krakow ermöglicht, wo ich eng mit Ewa

Gudowska – Nowak zusammen gearbeitet habe. Im Rahmen der Humboldt – Stiftung habe ich mit Erfolg Anträge auf den Humboldt – Preis für bedeutende Forscher wie Yuri Klimontovich, Sergej Shilnikov und Vadim Anishchenko „durchgebracht“ und dann mit diesen Gästen gearbeitet. Ein norwegischer nach Onsager benannter Forschungspreis ermöglichte meiner Frau und mir eine schöne Reise nach Trondheim und Umgebung. Der Verleihung des Humboldt – Mutis Preises verdanke ich eine lange und erlebnisreiche Zeit in Spanien. Die Zusammenarbeit mit meinem Freund Manuel Velarde in Madrid, der sich als Gast bald meine Freunde Alexander Chetverikov aus Saratov und etwas später Eckehard Schöll von der Technischen Universität Berlin anschlossen, führte zu mehreren Arbeiten über die Kopplung von Solitonen und Elektronen. Das neue Konzept des „Solectron Surfing“ resultierte in vielen schönen Arbeiten. Meine Frau Barbara und ich haben das Leben, die alte Kultur und die Landschaft von Spanien sehr genossen und verbinden die schönsten Erinnerungen mit Madrid, Sevilla Cordoba und Santiago de Compostela. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) und dem Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) bin ich für die Genehmigung sehr vieler Forschungsanträge und Anträge auf Stipendien für Gäste sehr dankbar und davon haben nicht nur unsere Themen aus der Statistischen Physik sondern auch viele junge und aufstrebende Wissenschaftler, wie Frank Schweitzer, Benno Tilch, Heiko Lehmann, Martin Jenssen, Alexander Valuev, Viktor Podlipchuk, Jens Ortner, Friedemann Schautz, Burkhard Militzer, Armin Schmitt, Dieter Beule, Torsten Asselmeyer, Helge Rose, Lutz Molgedey, Mario Steinberg, Jörn Dunkel, Stefan Hilbert, Thomas Pohl, Ralf Steuer, Axel Reimann und Ivo Grosse profitiert. Jeder hat seine eigene Geschichte, die ich erzählen könnte und eigentlich auch möchte, aber das ist wieder ein „zu weites Feld“. Mit vielen neuen Mitarbeitern konnten wir auch in der Forschung viele interessante Themen bearbeiten. Unter den neuen Themen der 90er Jahre möchte ich das Modell der aktiven Brownschen Teilchen hervorheben. Bei einem Besuch von Prigogine und Nicolis in Brüssel hatte ich im Labor interessante Experimente mit Ameisenvölkern gesehen und in Zusammenarbeit mit Vera Cahlenbuhr, Frank Schweitzer und Benno Tilch entstand so das Modell der aktiven Brownschen Teilchen, das von Lutz Schimansky und seiner Gruppe dann intensiv ausgearbeitet wurde und viele Anwendungen fand. Ein weiteres Thema, das aus diesem Besuch und der Zusammenarbeit mit Gregoire und Katja Nicolis resultierte, war die Untersuchung von symbolischer Dynamik und von höheren Entropien, sowie die Anwendung auf die Analyse von

Sequenzen aus Biophysik, Meteorologie und Sprachtexten. In Zusammenarbeit mit Jan Freund, Katja Nicolis und Thorsten Pöschel wurde lange meteorologische Zeitreihen und literarische Texte wie „Moby Dick“, sowie später auch mit Alexander Neiman und der Gruppe von Vadim Anishchenko aus Saratov dynamische Entropien zur Analyse stochastischer Resonanz eingesetzt. Die Zusammenarbeit mit Yuri Romanovsky führte uns zu dem wichtigen Problem der dynamischen Ursachen für die hohe Effektivität der Reaktionen von Biomolekülen. In Arbeiten mit Martin Jenssen und Moskauer Kollegen arbeiteten wir die Hypothese aus, dass solitäre Energiepakete in nichtlinearen Molekülketten die wichtigste Ursache für die Beschleunigung von Reaktionen sind. Das Thema Solitonen führte uns Ende der 90er zur Zusammenarbeit mit Manuel Velarde und wurde zu einem zentralen Problem. Auch die Theorie der Plasmen haben wir in den 90er Jahren besonders in Zusammenarbeit mit Andreas Förster und Jens Ortner intensiv weiter vorangetrieben. Neben der schon erwähnten Konferenz in Gosen hatten wir prominente Besucher wie Prof. Fortov aus Moskau, Prof. Setsuo Ichimaru aus Tokio, Prof. DeWitt aus Livermore, Prof. Martin aus Lausanne, Prof. Kalman aus Boston und Prof. Yasha Rosenfeld aus Beersheva und besuchten auch viele Konferenzen. Zur Frage von Methoden der Optimierung, die auf evolutionären Methoden basieren, gab es ein großes Projekt und 1995 eine Internationale Konferenz in Berlin zu „Parallel Problem Solving from Nature - PPSN-IV“, die gemeinsam mit Prof. Hans-Paul Schwefel aus Dortmund, Prof. Ingo Rechenberg und Prof. Hans-Michael Voigt aus Berlin organisiert wurde. Mit Eberhard Bruckner, John Erpenbeck, Andrea Scharnhorst und Ingrid Sonntag haben wir auch ein größeres Projekt bearbeitet, das zum Ziel hatte, Methoden der Theorie der Selbstorganisation auf die Untersuchung gesellschaftlicher Fragen anzuwenden. Dabei ging es um Prozesse der Entwicklung von Kompetenzen, um Wissenschaftsforschung und ganz allgemein um technologische Entwicklung. Es hat mir immer viel Spaß gemacht, auf einem fremden Gebiet mit Leuten zu arbeiten, die etwas davon verstanden, während ich nur gesunden Menschenverstand und die Fähigkeit zur Modellbildung sowie ein breites methodisches Spektrum einbringen konnte. Ob sich dieser Arbeitsaufwand gelohnt hat, weiß ich nicht zu beurteilen, es muss sich erst nach erweisen. In den 90ern haben wir Auch viele Tagungen in der BRD besuchen können, wie die Winterschulen von Manfred Eigen und Peter Plath und ich habe viele Einladungen zu Kolloquien wahrgenommen. Außerdem war ich Teilnehmer einiger repräsentativer deutscher



Delegationen, wie etwa zu israelischen deutschen Gesprächen und zu den Petersburger Gesprächen.

In schlechter Erinnerung habe ich die Abwicklung einiger Zeitschriften. Wie schon erwähnt, hatten Prof. Wolfgang Schirmer und ich die Redaktion der berühmten historisch ersten Zeitschrift für physikalische Chemie von Prof. Rompe übernommen, die nach der Gründung durch Ostwald ein Jahrhundert lang bei Geest & Portig in Leipzig verlegt wurde. Nach dem Kauf des Verlages durch Oldenburg aus München wurde ein gesamtdeutsches Herausgebergremium mit Prof. E. Wicke als Chef gebildet. Das war soweit in sehr kollegialer Atmosphäre abgelaufen, aber dann demütigte mich der neue Chef-Herausgeber. Er stoppte den Abdruck von zwei Arbeiten über das Problem der Irreversibilität von Prigogine, immerhin Nobelpreisträger für Chemie, und von Stratonovich, der heute weltweit als Mitbegründer der Theorie stochastischer Prozesse anerkannt wird. Er verlangte, dass diese Arbeiten von westdeutschen Rezensenten erneut beurteilt werden, weil er diese Arbeiten ablehnte. Es gelang mir, diese sehr guten Arbeiten noch irgendwie zum Druck durchzubringen und hoffe, dass die Autoren zu Lebenszeiten nie von dieser Demütigung erfahren haben. Natürlich bin ich aber dann bei nächster Gelegenheit aus dem Gremium ganz ausgestiegen. Dagegen war die Zusammenarbeit mit westdeutschen Kollegen bei der Herausgabe der „Contributions of Plasma Physics“ sehr angenehm und fruchtbar und ich habe dort noch über 20 Jahre mitgemacht. In guter Erinnerung habe ich auch, dass ich wie erwähnt, in vielen Kommissionen zur Bewertung von Forschungs-Projekten der DFG gesessen habe. Dann war ich auch auf Vorschlag von Manfred Eigen für die Studienstiftung des Deutschen Volkes tätig. Allerdings sagte mir der Vorsitzende der Kommission bei der Auswertung, die Kandidaten wären mit meiner Art zu Fragen nicht so gut zurecht gekommen. Gemeint waren meine üblichen Standardfragen wie: Was interessiert Sie besonders und was haben Sie denn zuletzt dazu gelesen? Mir sagten die Antworten auf solche Fragen mehr über Begabung und Motivation, als Fragen nach reinem Schulwissen. So habe ich viele junge Menschen und viele Kollegen kennen gelernt, aber auch gelernt, Menschen und Forschungsprojekte zu beurteilen. Wie schon erwähnt gelang es uns Ende der 90er in Berlin einen großen Sonderforschungsbereich „Nichtlineare Komplexe Prozesse“ (SFB) zu begründen, er war der erste SFB in Berlin, heute gibt es schon mehrere SFBs und das Thema der nichtlinearen Prozesse wurde besonders in einer Folge von Sonderforschungsbereichen unter Leitung von Prof.

Eckehard Schöll in noch größerem Maßstab weiter geführt.

Mit großer Dankbarkeit denke ich an die persönliche Förderung im Ruhestand durch die den DAAD, das europäische Erasmusprogramm, die Humboldt- Stiftung und das neugegründete Berliner Zentrum für Theoretische Biologie gewährt wurde. Der DAAD hat die Mittel für viele Gäste wie zum Beispiel Paul Halpern aus Philadelphia, Alexander Chetverikov aus Saratov, Karmeshu aus Indien, Kyoo Hak Kyung aus Seoul, Mike Romanosky aus Moskau und Mark Titchener aus Neuseeland bereit gestellt. Nach meiner Berentung hat mir der DAAD ein Jahr Lehre und Forschung in Russland, in Moskau und Saratov und viele Konferenz reisen finanziert. Da habe ich auch Vorlesungen und Vorträge auf Russisch gehalten, die Zusammenarbeit mit meinen Freunden Yuri Romanovski und Vadim Anishchenko vertieft und auch gemeinsame Bücher verfasst. Das Erasmus- Programm hat mir ein Jahr Lehre und Forschung in Krakow ermöglicht, wo ich eng mit Ewa Gudowska – Nowak und ihrer Gruppe zusammen gearbeitet habe und auch die Zusammenarbeit mit der nahen Universität Lviv wieder aufnehmen konnte. Im Rahmen der Humboldt – Stiftung habe ich mit Erfolg Anträge auf den Humboldt – Preis bzw. Humboldt – Professuren für bedeutende Forscher wie Yuri Klimontovich, Sergej Shilnikov und Vadim Anishchenko durchgebracht und dann mit diesen Gästen zusammen gearbeitet. Wenn ich lese, dass die Humboldt-Stiftung pro Jahr nur etwa 10 Anträge für die BRD vergibt, macht mich unsere Bilanz schon etwas stolz. Neben drei Ehrenprofessuren russischer Universitäten gab es auch einige weitere Auszeichnungen für mich. Besonders stolz bin ich auf die Onsager – Medaille, denn Lars Onsager war nicht nur der Schwager meines Lehrers Falkenhagen, sondern auch Nobelpreisträger und die größte Autorität in meinem Fach. Ich habe Onsagers Werk immer bewundert und habe dann auch gemeinsam mit Jean – Claude Justice aus Paris, mit dem ich seit 1977 zusammenarbeitete und befreundet war, einen langen Artikel über Elektrolyte für Onsagers offizielle Bibliographie schreiben dürfen. Die Verleihung der norwegischen Onsager – Medaille ermöglichte meiner Frau und mir eine schöne Reise nach Trondheim und Umgebung, so wie die Verleihung des Humboldt – Mutis Preises des spanischen Ministerio de Education eine erlebnisreiche Zeit in Spanien. Die Zusammenarbeit und Freundschaft mit Manuel Velarde aus Madrid bestand schon seit seinem Besuch in Rostock 1977. Dem Forschungsarbeiten in Madrid schlossen sich bald als Gast meine Freunde Alexander Chetverikov aus Saratov, Gerd Röpke aus Rostock und etwas später auch Eckehard Schöll von der Technischen Universität

Berlin an. Im Rahmen eines wachsenden großen Projektes wurden viele Arbeiten über die Kopplung von Solitonen und Elektronen ausgeführt. Das neue Konzept des „Solectron Surfing“ resultierte in vielen schönen Arbeiten in die ich viel Arbeitskraft investierte. Meine Frau Barbara und ich haben auch das Leben, die alte Kultur und die Landschaft von Spanien sehr genossen und verbinden die schönsten Erinnerungen mit den Besuchen in Madrid, Granada, Sevilla, Cordoba und Santiago de Compostela.

Nach meinem Eintritt in die Rente habe ich einige dieser Arbeitrichtungen fortgesetzt. Von 2001 – 2005 hatte ich einen Arbeitsplatz an der Charite, wo ich in der Arbeitsgruppe von Prof. Cornelius Frömmel und Dr. Thorsten Pöschel besodes bei der Analyse von Biosequenzen mitarbeitete. Zur Theorie der nichtidealen Plasmen erschien im Laufe der Jahre eine ganze Serie gemeinsamer Arbeiten mit den Rostockern David Blaschke, Heike Juranek, Ronald Redmer, Heidi Reinholz und Gerd Röpke und die Zusammenarbeit wird heute noch fortgesetzt. Auch mit dem nach Kiel berufenen Michael Bonitz habe ich gut zusammengearbeitet und er hat dann auch die Redaktion der Contributions Plasma Physics übernommen. Während eines längeren, vom Erasmus – Programm geförderten Aufenthaltes in Krakow entstanden in guter Zusammenarbeit mit Ewa Gudowska – Nowak und Mitarbeitern etliche Arbeiten zur stochastischen Dynamik von Ratchet – Systemen. Den größten Raum meiner Arbeit hat aber die Zusammenarbeit mit der Gruppe von Manuel Velarde in Madrid eingenommen, sich immer mehr auf die Wechselwirkung von Solitonen und Elektronen konzentriert hat.

Heute frage ich mich manchmal, was aus meiner Gruppe an der Humboldt – Universität geworden ist. Auch in der Zeit nach 2001 behielt ich dort bin 2018 meinen Arbeitsplatz, wurde an den Forschungen beteiligt und verfasste mit Lutz Schimansky – Geier und Igor Sokolov gemeinsame Artikel und Bücher. Heute gibt es am Institut für Physik leider keine Lehrstühle für Statistische Thermodynamik und für Stochastische Prozesse mehr, was ich wegen des Bruchs in der Tradition bedaure. Es gibt aber einen Lehrstuhl „Theorie komplexer Systeme und Neurophysik“, der von dem Schimansky Schüler Prof. Benjamin Lindner geleitet wird und die Tradition fortführt und es gibt noch eine Professur für Biologische Physik, die von Martin Falcke wahrgenommen wird. Was geblieben ist und sogar stark ausgebaut wurde, ist das Institut für Theoretische Biologie, das zur Biologie der Humboldt- Universität und gleichzeitig auch [Charité](#) gehört. Prof.

Hanspeter Herzel, der aus unserer Gruppe kommt, ist dort heute noch aktiv tätig ist, und es gibt schon mehr als 10 aktive Forschungsgruppen. Auch Dieter Beule hat inzwischen eine Professur für Translationale Bioinformatik an der Charité – Universitätsmedizin erhalten. Er arbeitet daran, komplexe molekulare Daten aus Genomsequenzierung und Einzelzellanalysen für eine differenzierte Diagnose und optimale Behandlungsentscheidungen in der Klinik nutzbar zu machen. Das hat vielleicht etwas mit unseren Projekten in den 1990er Jahren zu tun.

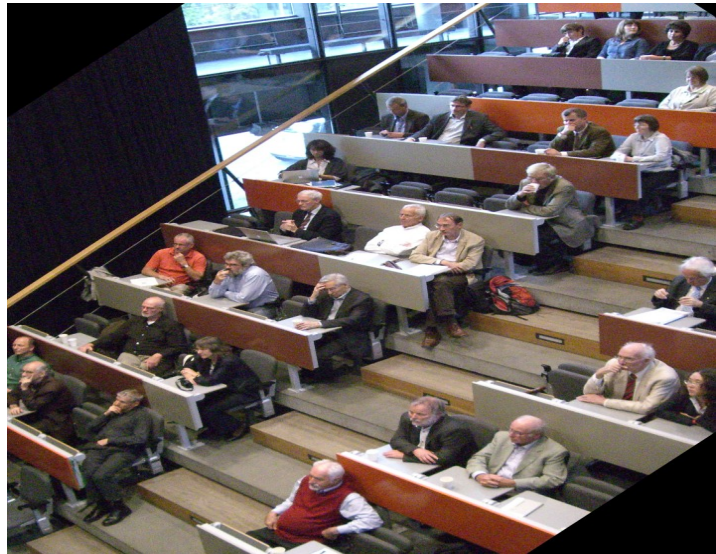


Abb. 7 Abschied von meiner Tätigkeit an der Humboldt – Universität 2001. Feier zum 75. Geburtstag im Institut in Adlershof Berlin

In Rostock werden die Forschungsarbeiten zu Coulomb- Systemen noch von Prof. Gerd Röpke und Prof. Heidi Reinholz fortgesetzt, und von Prof. Ronald Redmer, der noch im Amt ist, mit einer großen Arbeitsgruppe, die Materie unter extremen Bedingungen, wie sie z.B. in astrophysikalischen Objekten vorkommen, erforscht.

Für den Fall, dass jemand als Ableitung aus einem Leben als Hochschullehrer und Forscher noch weise Schlussfolgerungen erhofft: Ich bin zur Überzeugung gelangt, dass das bisherige System der Bildung an Universitäten und Hochschulen zwar mancher Revision aber keines Umsturzes bedarf. Die Ausbildung, die auf dem Verhältnis von Lehrer oder Lehrerin zu Schüler und Schülerin beruht, hat sich bewährt, es ist mehr als ein tausendjähriger Zopf und man sollte daran festhalten.



Abb.8 Der 80. Geburtstag wurde in Rostock gefeiert. Das Foto zeigt die alten Freunde vor der Universität Rostock. Unten in der 1. Reihe von links: Unser Sohn Thomas und Schimansky, W.E., Kraeft, Künstler und Hartmann, dahinter Neumann, Röpke, Reinhold, Bartsch, Förster, Mahnke, Romanovsky, Schütt.

Die heute in mancher Fachzeitschrift erhobene Forderung, die bewährte auf Abschlussarbeiten, Publikationen und Einladungen zu Tagungsbeiträgen beruhende Förderung von Talenten ganz abzuschaffen und etwas ganz Neues zu machen, halte ich für wenig erfolgversprechend. Meine Erfahrung gibt vielleicht folgende Anekdote wieder: Meine Kinder fragten mich, nachdem ich die Hochschulreform Ende der 60er überstanden hatte: Vati, erkläre uns bitte den Sinn der Reform, die Dich so viele graue Haare gekostet hat? Ich gab ihnen ein Beispiel, klatschte in die Hände und schreckte einen Schwarm von Schwalben auf einem Telefondraht auf, die sich nach einer Weile wieder setzten. Als meine Kinder sagten, es wäre ja alles beim Alten geblieben, wies ich auf die veränderte Reihenfolge der Schwalben hin! Wenn der Leser daraus auf meine mangelnde Reformbereitschaft schließt, kann ich nur einwenden, dass ich die Ansätze jeder Reform stets unterstützt und unendlich viel Zeit dafür investiert habe, aber immer enttäuscht wurde. Ich habe leider lernen müssen, wie zum Beispiel nach der Wende, dass fast nur die Reihenfolge der Inhaber der Macht verändert wurde. Was allerdings am gegenwärtigen System dringend zu verändern ist, ist die Vererbbarkeit und die Privilegierung von Bildung. Es muss unbedingt in jedem Dorf wieder eine Schule mindestens für die ersten

Klassen und einen Lehrer geben. Es ist eine Missachtung der Rechte von Kindern, wenn man sie kostengünstig aber unzumutbar täglich mit einem Bus fast Hundert Kilometer zu einer zentralen Schule karrt. Die Bildung und auch die höhere Bildung muss unbedingt allen begabten jungen Menschen offenstehen und nicht nur denen, die eine gute Privatschule in der Nähe bezahlen können. Ich beobachte in den letzten Jahrzehnten, dass sich unsere Gesellschaft ausgerechnet unter Führung von Parteien, die einst das genaue Gegenteil in ihr Programm schrieben, immer mehr in Richtung auf eine private und privilegierte Bildung hin bewegt. Mein Vater sagte dazu nur: Wer die Bildungswege und Lebensweisen des alten Rom kopiert, wird auch sein Schicksal erleiden!

## **9. Kapitel. Lebensabend als Grenzgänger zwischen Mecklenburg und Vorpommern**

Schon 1970, in meiner Zeit als Hochschullehrer an der Universität Rostock mietete unsere Familie einen leerstehenden Kuhstall in Born auf dem Darss, wo ich als Student mit meinem Studienfreund Hans Schuldt regelmäßig den Sommer verbracht hatte. Der Darss mit seiner ursprünglichen, schönen Landschaft hatte es mir angetan und hier hatte ich auf dem Dorftanz schon 1956 meine Frau Barbara kennengelernt. Als Frau Hermann, die uns den Kuhstall vermietet hatte, 1977 verstarb, konnten wir neben der Scheune auch das Vorderhaus, einen ziemlich baufälligen kleinen Katen, sowie das Grundstück mit etwa 600 qm in der Borner Chaussee- Strasse für eine für uns erschwingliche Summe den Erben abkaufen. Das Haus, ein ehemaliger Halbbüdnerkaten war recht klein, hatte nur 50 qm Wohnfläche und nur 3 Fenster zur Strasse hin und 2 kleine Fenster nach hinten. Der bauliche Zustand war so miserabel, dass sich kein örtlicher Kaufinteressent fand und meine Frau Barbara sogar mit Scheidung drohte, wenn ich diese alte Bruchbude kaufen würde. Bei der Notarin in Ribnitz sagte sie bei Nachfrage aber dann doch unerwartet, sie habe sich das überlegt und möchte doch Mitbesitzerin werden. Seither ist sie die „Seele“ des inzwischen bei Erhaltung der originalen Bausubstanz aus Fachwerk, Lehm und Rohr recht gut aus eigener Kraft renovierten, mehr als 150 Jahre alten Hauses.

Das Fischerdorf Born liegt in Vorpommern dicht an der Grenze zwischen Mecklenburg im Westen und Vorpommern im Osten die bei Born quer über den Bodden und dann bei Ahrenshoop verlief. Die Geschichte Vorpommerns war nicht unkompliziert. Das Land gehörte bis 1815 meist zu Schweden, das nach seinem Eingreifen in den 30-jährigen Krieg, Vorpommern einschließlich der gesamten Odermündung mit der

Stadt Stettin und dem alten Bischofssitz Cammin besetzt hielt. Die schwedische Herrschaft endete mit dem Wiener Kongress. Sie galt als großzügig und milde, beschränkte sich weitgehend auf das Eintreiben von Steuern, aber es wird auch berichtet, dass nach einem Brand in Stockholm die tausendjährigen Eiben im Darsswald rücksichtslos abgeholzt wurden. Da der nördliche Teil von Vorpommern meist zu Schweden gehörte, nennen sich die Einwohner heute noch gern Südschweden. Im Ergebnis der Verhandlungen auf dem Wiener Kongress kam das Gebiet 1815 zu Preußen und es wurde eine Grenze mitten durch den Bodden gezogen, die östlich von Ahrenshoop den Darss vom Fischland trennte. So kam es, dass die Halbinsel nun eine Grenze hatte und ich wieder mal an einer preußischen Grenze lebte. Die Grenzziehung wurde natürlich weit weg von den Interessen der in der Region lebenden Menschen über ihre Köpfe hinweg verhandelt. So nimmt es nicht wunder, dass sich die Menschen noch lange noch Südschweden fühlten und ihre Schiffe unter schwedischer Flagge segeln ließen. Allerdings war das nicht etwa Patriotismus, sondern weil Schweden die niedrigsten Steuern forderte. Wie auch immer, nach 1815 saßen im Zollhaus in Born die preußischen Zollkontrolleure, die aber die wagemutigen „Darsser Smuggler“, die mit allen Arten von Gütern illegal über den Bodden segelten, niemals im Griff hatten. Auf jeden Fall entwickelten die Menschen auf dem Darss so schnell keinen preußischen Patriotismus, hatten engere Beziehungen zu Hamburg, wo die Reeder ihrer Schiffe, ihre Banken und die Auftraggeber für Frachten saßen und wo auch traditionell alle jungen Mädchen in Stellung gingen. Frau Hermann, die vor uns das Haus bewohnte und die Nachbarin Schmittke waren noch sehr stolz darauf, mal im Haushalt eines Hamburger Professors gearbeitet zu haben.

Das Haus in der Chaussee- Strasse in Born wurde vor etwa 150 Jahren von der Familie Ladwig, Vorfahren von Frau Hermann und Nachfahren der Darsser Schmuggler erbaut. Christoph Ladwig, Jahrgang 1854, besaß laut uns vorliegenden Dokumenten ein Boot und beförderte Frachten zwischen Festland und Darss hin und her. Über unserer Wohnzimmertür hängt aus dieser Zeit noch eine Plakette aus seiner Seemannskiste: „Gott segne die Schifffahrt, Christoph Ladwig, geb. den 8. März 1954 zu Born“. Den Aufzeichnungen nach, besaß Christoph Ladwig eine „Jacht“, das war eine Art Lastensegler für 20 Tonnen Fracht, mit dem er von dem kleinen Hafen gleich gegenüber am Bodden, Fische zum Festland nach Barth und Fuhlendorf brachte und mit Getreide zurück segelte. Seine Enkelin war Emma Ladwig, die uns den Kuhstall als Ferienwohnung vermietet hatte und von der wir später das Haus übernahmen. Ihre Mutter und Großmütter waren alle in Hamburg in Stellung gewesen und hatten Borner Seeleute geheiratet, lebten dann

auf kleinen Grundstücken in rohrgedeckten Katen als sogenannte Halbbüdner. Der Vorfahre Christoph Ladwig fuhr zur See, erst wie gesagt, auf dem Bodden und später von Hamburg aus mit großen Segelschiffen über Ost- und Nordsee und über den Atlantik. Beweise dafür finden sich in der uns nachgelassene Seemannskiste, typisch für Matrosen auf Segelschiffen auf hoher See. Frau Herrmann berichtete, dass ihr Vater und Großvater in Hamburg angeheuert hätten und dass sie als junges Mädchen in Hamburg in Stellung war. Da die Heuer nicht so üppig war, trugen die Frauen mit einer kleinen Landwirtschaft, einer Kuh und ein paar Schweinen, Schafen und Hühnern etwas zum Lebensunterhalt bei. Die heutigen Bewohner des Darss gelten immer noch als wortkarg und stur, sie glauben nur an das sogenannte pommersche Landrecht, das nur drei Paragraphen hat: §1 Einheimische haben immer Recht, §2 gleichlautend, §3 zurück zu §1. Die Pommern war schon immer gern für sich, sie trauten nur den Hamburger Reedern und auch nur dem Hamburger Wetterbericht. Heute müssen sie erleben, dass der neue §3 lautet, Recht setzt nur durch, wer Geld und gute Anwälte hat, so dass auch ihr Campingplatz auf Gemeindeland am Ende einem kapitalkräftigen Hamburger Investor zugesprochen wurde. Das frühere Urvertrauen hat besonders gelitten, als den Pommern ihre Schulen, ihre alten bewährten Kreisstrukturen und ihr Bischofssitz in Greifswald einfach wegrationalisiert wurde, als die angeblich kostengünstigeren zentralen Schulen, die neuen Kreise und die Nordkirche ausgerufen wurden. So spielt nun auch entgegen den frommen Reden bei der Gründung der Nordkirche die Pommern – Kirche keine Rolle mehr. Wer das nicht glaubt, der höre im Rundfunk die Sendung der Nordkirche „10 Minuten vor 8“. Da sprechen fast nur Hamburger Pastoren und soweit ich beobachtet habe, bisher keiner aus Pommern. Auf meine schriftliche Nachfrage wurde mir gesagt, man habe keine gute Telefonverbindung nach Pommern, und die Verbindung mit dem Auto über die Straße B 105 sei wegen ständigen Staus fast unmöglich, und per Bahn über die seit 100 Jahren eingleisige Strecke nach Stralsund zu reisen, sei unzumutbar. Leider stimmt das alles ziemlich weitgehend, denn die Netzabdeckung von Pommern ist heute noch schlechter als die in finnischen Wäldern. Die Pommern wissen sich aber zu helfen, sie haben mit ihrem Bischof, der nun einen komfortablen Amtssitz im reichen Schleswig hat, auch den Glauben einfach abgeschrieben, nutzen die Kirchen jetzt für Konzerte und andere kulturelle Veranstaltungen für ihre Gäste und wählen die Parteien der Opposition. Immer mehr Touristen genießen die herrliche Landschaft, die seltene Vogelwelt und sogar die fehlende Netzabdeckung, weil sie endlich mal zeitweilig für die Chefs in Berlin und Hamburg unerreichbar sind. Heute lebt die Region nach dem Rückbau der Werften und des



Industrie- Standorts Lubmin überwiegend vom Tourismus, vor allem auf den Inseln Rügen, Hiddensee, Usedom und den Halbinseln Darß und Zingst. Auch die Landwirtschaft ist ein wichtiger Bestandteil, aber auch noch der Bau kleinerer Schiffe und Boote. Heute gehört Vorpommern zu den ärmsten, struktur- schwächsten Regionen Deutschlands. Das gilt insbesondere für das Hinterland der Ostseeküste mit den Inseln und Halbinseln wie dem Darss. Nach Ansicht der Greifswalder Wirtschaftsgeografen hat die ganz unnötige Kreisgebietsreform in Mecklenburg-Vorpommern 2011 den Rückstand von Vorpommern noch vergrößert. Aber wie schon bemerkt, haben die Pommern zu Recht noch nie viel von der Obrigkeit gehalten. Ansonsten kann man sich in Pommern Ansehen nur erwerben, wenn man mit den Händen hart zu arbeiten versteht und auch einen guten Korn verträgt: „Wenn Gripp un Wehdag di belurn, denn helpt di bloot n harten Kurn!“ Inzwischen haben wir auch auf dem Darss viele gute Freunde. Wenn sich Leute uns gegenüber reserviert verhalten und uns als Fremde behandeln, lasse ich diskret einfließen, dass ich meine Frau 1956 im Dorfkrug in Born beim Tanz kennengelernt habe und damit einheimischer bin als fast alle jüngeren Gesprächspartner. Zu DDR – Zeiten wusste niemand mehr, dass es zwischen Born und Ahrenshoop mal eine Staats- und Zollgrenze gegeben hatte, aber nach der Wende wurden plötzlich wieder pommersche Fahnen gehisst, die aus den alten Truhen herausgezogen wurden. Als wir aus Unkenntnis mal die mecklenburgische Fahne hissten, die wir in der ererbten Truhe fanden, galten wir kurz wieder als „verfluchte Preußen“. Heutzutage sind meinen Frau Barbara und ich als „rüstige Rentner“ in Born anerkannt. Meine Frau ist Borner Bürgerin, mit Hauptwohnsitz in dem kleinen Katen, der als Denkmal anerkannt ist. Das bedeutet nicht etwa Förderung, obwohl der Katen sehr schön und weithin bekannt ist, bereits als Deckblatt mehrerer Reiseführer für die Halbinsel diente und auch schon mehrfach im Fernsehen als ortstypische Schönheit gezeigt wurde. Da die Pflege eines Denkmals teuer und aufwändig ist, stellten wir ganz naiv auch einen Förderantrag, der aber sofort abgeschmettert wurde. Ein Bauingenieur, der schon ähnliche Anträge betreut hatte, sagte uns, wir passten nicht ins „förderwürdige Schema“. Der Aufwand für eine Förderung so kleiner Objekte wäre der zentralen Verwaltung zu hoch. Nur Anträge auf Förderung über 100 000 Euro mit Eigenbeteiligung in gleicher Höhe hätten Chancen auf Erfolg. So versteht man, dass auf der Halbinsel und besonders im Nachbarort Ahrenshoop schon fast alle schönen alten Gebäude im Besitz von Millionären sind, die teure Architekturbüros und Anwälte beauftragten, eine Förderung „abzufassen“ und die dann mit der Vermietung oder Weiterverkäufen den Aufwand wieder herein bekamen und noch viel Geld dazu verdienten. Die Einheimischen nennen das den

„Sylter Weg“. In der Wissenschaft heißt das Verfahren „Matthäus – Effekt“ und auf Platt heißt es etwas drastischer: „De Düwel schiet immer op den grötsten Hupen“. Wir entschieden uns, nicht den „Düwel“ um Hilfe zu bitten, sondern lieber den Katen ohne Architekten und Anwälte und ohne Förderung mit bescheidenen Mitteln selber pflegen, so gut und so lange wie wir das können. Wir hoffen, das marode Rohrdach wird den Stürmen noch mindestens ein Jahrzehnt trotzen.

Auf der kleinen Wohnfläche unseres Katens fanden die mehrere tausend Bücher, die ich gesammelt habe und noch ständig für die Arbeit brauche, keinen Platz mehr. Daher habe ich in Rostock, wo es eine Universitäts- Bibliothek gibt und wo auch unsere Kinder und Enkel leben, eine Wohnung angemietet und bin wieder Grenzgänger, der regelmäßig zwischen Mecklenburg und Vorpommern hin und her pendelt. Da ich immer noch Sprachen sehr liebe, gehe ich nun im östlichen Rostocker Stadtteil Toitenwinkel regelmäßig zum „Plattdütsch“ – Kurs. In Paris bin ich noch täglich zur „Alliance Francaise“ und in Madrid zur „Eureka“ gepilgert, später in Krakow nahm ich Privatstunden in Polnisch. Ich erinnere mich, dass in Paris und Madrid die meisten meiner Mitschüler Teenager aus USA waren, heute treffe ich nur Rentner, junge Leute haben offenbar weniger Interesse an Sprachen außer Englisch und schon gar nicht an Platt. Vergessen wurden die weisen Worte des Filmklassikers Federico Fellini: „Eine andere Sprache ist eine andere Sicht auf das Leben“.

Auf unserem Anwesen auf dem Darss bin ich insbesondere für Reparaturen und alle groben Arbeiten zuständig und die Nachbarn haben inzwischen erkannt und akzeptiert, dass ich „kein richtiger Professor“ bin, weil ich als Nachfahre Harzer Landwirte und Stellmacher mit Werkzeug umgehen und auch noch mit der Sense mähen kann, was bei den Touristen Aufsehen erregt. Meine Frau pflegt indessen ihren viel fotografierten und bewunderten Bauerngarten vor dem Katen, der es trotz oder vielleicht sogar wegen mangelnder Förderung und daher bewahrter Ursprünglichkeit schon mehrfach bis ins NDR Fernsehen, auf das Titelblatt von Darss- Reiseführern und als Hintergrund für einen Film geschafft hat. Seine noch originale Ansicht wird der „geförderten Sylter Norm“ der Berliner und Hamburger Star- Architekten wohl deshalb vorgezogen, weil die durch Architekten „nach Entkernung rekonstruierten Häuser“ alle irgendwie gleich aussehen, so wie man sie aus den Sylt – Krimis kennt.



Abb. 8 Die Darsser „Halbbüdner Philemon und Baucis“ freuen sich immer über Gäste im Katen, besonders über alte Freunde. Alle sind willkommen, außer Immobilienmaklern und Investoren.

Da ich nun zeitweilig in Rostock nahe dem Breitling, der breiten Mündung des Warnow-Flusses in die Ostsee lebe und sonst in Born auf dem Darss zwischen Bodden und Ostsee, also überall von Seewasser umgeben bin, hat der „spiritus loci“ auf mich abgefärbt und ich forsche wieder wie vor 60 Jahren über die Physik der elektrolytischen Flüssigkeiten, nun aber mit dem Schwerpunkt Seewasser. Dabei verbindet mich eine enge Kooperation mit Rainer Feistel vom Institut für Ostseeforschung als Spezialist für Seewasser und einigen noch aktiven ehemaligen Schülern und gestandenen Elektrolyt - Experten wie Hartmut Krienke und Manfred Grigo.

Damit bin ich am Ende auch eine Art Halbbüdner geworden. Der typische Halbbüdner des 19. Jahrhunderts hatte ja einen Hauptberuf als Seefahrer und betrieb nebenbei mit Frau und Kindern noch eine kleine Landwirtschaft, die zusätzlich den Lebensunterhalt der Familie absicherte. Ich fahre zwar nicht zur See aber ich errechne am Computer die relevanten Eigenschaften von Seewasser und pflege nebenamtlich in Born den alten Katen und arbeite im Garten.

Ich hoffe, dass das noch eine Zeit lang so bleiben wird und dass meine Frau Barbara und ich noch ein ganzes Weilchen einigermaßen gesund und in Harmonie mit der Familie und unseren Freunden leben dürfen.



Abb. 9 Unser Halbbüdner – Katen in Born in noch originaler Bausubstanz aus Rohr, Holz und Lehm, Baudenkmal NVP 197.

